

Ältere Familiengeschichte:
vom 16. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert
Forschungen und Aufzeichnungen von Ernst Nagel
(1846 – 1929)



- alte Seitenzählung am linken Rand -
[Eingefügte Erklärungen]

-1-

Von frühster Jugend an habe ich großes Interesse gehabt für alles, was mit der Geschichte unserer Familie zusammenhing. Wenn mein Vater, wie er gern zu tun pflegte, abends im Familienkreise aus alten Zeiten erzählte, so hatte ich den Bleistift zur Hand und machte mir Notizen.

Allerdings weiter als bis zu seinem Großvater reichten diese Erzählungen nicht zurück, und selbst diesen hat er nicht mehr persönlich gekannt, da derselbe schon 1797 gestorben war, während er selbst 1809 geboren ist. Doch wußte er noch von einer alten Tradition zu sagen, die sich in unserer Familie von Geschlecht zu Geschlecht erhalten habe, wonach wir aus Holland stammen sollten, wo sich tatsächlich noch heute der Name Nagel vorfindet. Ob und wieviel an dieser Tradition Wahrheit ist, habe ich leider nicht ermitteln können. Wohl aber ist es mir gelungen, durch eingehende Forschungen, die ich bald nach meiner Verheiratung aufnahm und mit manchen, allerdings zum Teil jahrelangen Unterbrechungen eigentlich mein ganzes Leben hindurch fortsetzte, die Bekanntschaft mit unseren Vorfahren ganz bedeutend zu erweitern und auch in die seitlichen Verzweigungen der Familie ein helles Licht zu bringen. Die ersten Entdeckungen in dieser Richtung hat mein seliger Vater noch selbst erlebt, und schon sie haben ihm nicht geringe Freude bereitet. Wie würde er sich erst gefreut haben, wenn er nun die ganze stattliche Ahnenreihe überblicken könnte, die ich nach und nach ausfindig gemacht habe und die fast lückenlos bis in die erste Hälfte des Reformationsjahrhunderts hinaufreicht.

Der älteste in dieser Reihe ist **Christoph Nagel**, der 41 Jahre hindurch (von 1556 - 1597) Pastor zu Cramonsdorf (Kr. Naugard) war. Geboren muß derselbe ums Jahr 1530 sein, da er am 19. Januar 1596, wo er als Zeuge auftritt, 66 Jahre alt ist (cf. Acten des Stargarder Hofgerichts, von Dewitz No.209). Unter den lutherischen Pastoren von Cramonsdorf war er jedenfalls nicht der erste; denn schon vor ihm (bis 1555) wird ein Pastor Michael Nehring daselbst erwähnt, der von Mellen aus (Syn. Freienwalde) dorthin gekommen war. Ob Christoph Nagel vielleicht, gemäß jener vorhin erwähnten Familientradition, aus Holland eingewandert ist, wage ich nicht zu entscheiden. Möglich wäre es ja, da in den Religionswirren, die unter der Regierung Philipps II. von Spanien in Holland ausbrachen, viele Evangelische ihr Vaterland verließen und nach Pommern gingen. Immerhin halte ich es um deswillen nicht gerade für wahrscheinlich, weil sich der Name Nagel in Pommern auch schon in viel früherer Zeit mehrfach vorfindet. So wird in Schöttgens Manuscript (auf der Königl. Bibliothek zu Halle a.S.) ein Notar

-2-

Christoph Nagel erwähnt, der in den Jahren 1500, 1505, 1511 und 1519 in Stargard Urkunden ausstellt; ebenso schon 1419 ein Bürger Christoph Nagel in Stargard. Im Stadtbuche von Anklam findet sich 1479 ein Tytke Naghel. In Treptow an d.R. ist um 1460 ein Bürgermeister Hans Nagel (Naghel) gewesen (+ daselbst 1486), sogar schon 1373 in Colberg ein Chirurg M. Arnold Nagel. Ein Zusammenhang aber zwischen den hier Genannten und unserem ältesten Ahnherrn Christoph Nagel in Cramonsdorf hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen.

Was nun diesen letzteren betrifft, so findet sich über ihn in der abschriftlich vorhandenen Cramonsdorfer Pfarrmatrikel vom 19. Februar 1598 folgende Notiz:

„Pastor ist Christophorus Nagel, von M. Paulo a Rhoda die ascensionis Christi anno 1556 ordiniret und von Johann Grapen, Pastoren zu Daber, instituiret, usque ad 97. annum, 41 Jahre im Ampte gewesen.“

Hiernach hat also unser Vorfahr sein Pfarramt in Cramonsdorf vom Himmelfahrtstage 1556 bis in das Jahr 1597 hinein verwaltet. Weil er aber wohl nach seiner Emeritierung im Orte wohnen blieb und bei der Aufstellung der Pfarrmatrikel im Februar 1598 noch kein Nachfolger für ihn da war, so wird er doch noch als Pastor von Cramonsdorf aufgeführt.

Über seine Amtsführung gibt ein noch älteres Schriftstück Auskunft, das gleichfalls im dortigen Pfarrarchiv abschriftlich aufbewahrt wird. Es ist das nämlich ein bei Gelegenheit der ersten dort gehaltenen Kirchenvisitation im Jahre 1560 ausgefertigter „Abschied“ (eine Art Visitationsprotokoll), in welchem folgendes zu lesen steht:

„Der Pastor ist in der Lehre richtig, im äußerlichen Leben und Wandel unsträflich befunden.“

Das ist gewiß ein schönes Zeugnis, das uns zu der Annahme berechtigt, daß seine Amtsführung auch eine reich gesegnete gewesen sein wird.

Das Pfarrhaus, in welchem er gewohnt hat, ist leider nicht mehr vorhanden, sondern hat längst einem Neubau Platz gemacht, der zwar nicht genau, aber doch ungefähr auf derselben Stelle steht, nur ein wenig südlicher. Wohl aber ist die Kirche, in welcher er gepredigt hat, wenigstens in ihrer äußeren Gestalt noch ziemlich unverändert. Sie enthält etwa 100 Sitzplätze, was ja für eine Zahl von nur 300 Dorfbewohnern auch völlig ausreicht. Die Mauern sind aus unbehauenen Findlingssteinen, teilweise auch aus Ziegeln aufgeführt. Nach dem Ansichtskartenbilde, das ich von der Kirche besitze, erinnert sie etwas an die Trieglaffer Kirche, namentlich in ihrem unschönen, nach unten immer dicker werdenden, ganz mit einer Holzverkleidung versehenen Turm. Einen besseren Eindruck macht nur die Giebelseite im Osten, die eine reiche Ornamentik und Backsteingotik aufweist - für eine Dorfkirche

-3-

gewiß etwas seltenes! Die ganze Inneneinrichtung ist neu, insbesondere auch die jetzt darin befindliche kleine Empore, auf welcher ein Harmonium aufgestellt ist. In alter Zeit muß also der Küster oder Cantor den Gesang angestimmt und geleitet haben. Hingegen ist das Innengebälk des Turmes noch das alte: mächtige Eichenstämme. Auf zwei gewaltigen Leitern steigt man zu den beiden Glocken empor, die aber auch erst aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege herrühren. Rings um die Kirche zieht sich der Kirchhof, auf dem also wohl auch irgendwo unser seliger Ahnherr der Auferstehung entgegenschlummert. Der Gedanke, daß er vielleicht, wie es ja an vielen Orten in alter Zeit üblich war, in einem Grabgewölbe innerhalb der Kirche (etwa vor dem Altar) beigesetzt worden sein möchte, muß fallen gelassen werden, da bei einer in neuerer Zeit vorgenommenen Umpflasterung des Fußbodens der Kirche keinerlei Spuren von einem solchen Grabgewölbe gefunden worden sind.

Zu Cramonsdorf gehörte schon damals, wie noch heute, ein[e] Filial[gemeinde], namens Weitenhagen, etwa eine Stunde weit entfernt. Manche der früheren Pfarrer legten den Weg dahin zu Pferde zurück; der Küster aber, der auf einem näheren Wege zu Fuß ging, mußte dann im dortigen Schlosse die Ankunft des Pastors melden und bekam dafür ein Frühstück. Auch die dortige Kirche ist noch die alte, nur der Turm ist nach einem Brande erneuert.

Schließlich noch ein Wort über die häuslichen Verhältnisse unseres Ahnherrn. Noch im Jahre seines Amtsantritts verheiratete er sich mit **Regina von Beneckendorf**. Woher dieselbe

stammte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Jedenfalls war sie nicht eine Tochter das dortigen Patrons, da Cramonsdorf von jeher im Besitz der Familie von Dewitz war. Auch über die aus der Ehe geborenen Kinder kann ich keine vollständigen Angaben machen, da die Kirchenbücher von Cramonsdorf erst mit dem Jahre 1676 beginnen. Doch ist aus anderweitigen Quellen soviel gewiß, daß Christoph Nagel (außer einer Schwester Anna, die sich mit einem Pastor M. Balthasar Zachow in Zebbin verheiratete), einen Sohn namens Johann hatte, der (vielleicht um 1565 geboren) im Jahre 1617 noch lebte. Mit diesem setzt der geistliche Beruf, den Christoph Nagel in unsere Familie eingeführt hatte, fünf Geschlechter hindurch aus, um dann mit dem Präpositus Samuel Nagel in Bahn wieder aufzuleben. Seitdem hat sich derselbe nun schon fünf Geschlechter hindurch ununterbrochen von Vater auf Sohn fortgepflanzt.

Johann Nagel war nach einer mir vom Kgl.Staatsarchiv in Stettin gewordenen Mitteilung „Schreiber bei Wedige Bernd von Blanckenburg auf Petershagen (Kr.Cöslin).“ Dies letztere „Kr.Cöslin“ ist jedenfalls ein Irrtum, da es im Kreise Cöslin gar kein Petershagen gibt. Gemeint wird sein Petershagen im Kreise Colberg, das tatsächlich ca. 400 Jahre hindurch (bis 1801) im Besitz der Familie von Blanckenburg war. Wenn Johann Nagel dort den Posten

-4-

eines „Schreibers“ versah, so müssen wir darunter wohl nach unserem heutigen Sprachgebrauch eine Art Sekretär oder Rentmeister verstehen. Den Namen seiner Ehefrau habe ich nicht ermitteln können.

Sein Sohn **Christoph Nagel** nahm als Hofgerichtsadvocat in Stettin eine sehr geachtete Stellung ein und vermählte sich 1621 mit einer Catharina von Rambow, einer Tochter des Hofcavaliers Johann von Rambow und der aus herzoglichem Geblüt stammenden Catharina Friedrich.

Eine Tochter dieses Christoph, Catharina Elisabeth Nagel, wurde 1646 die zweite Frau des Pastors M. Andreas Roht zu Barnimslow, dessen Vater, ein mährischer Edelmann, Caspar Roht von und zu Anckern, sein bei Iglau in Mähren gelegenes Gut zu Anfang des dreißigjährigen Krieges um des Glaubens willen verloren hatte und das Leben dazu. Seine Gattin und Schwester wurden in ein Kloster gebracht; dem Sohn aber (ungefähr 1600 geboren) gelang es, über die Grenze nach Schlesien zu entkommen. Hier fand er in Breslau einen reichen und frommen Gönner, der ihn Theologie studieren ließ. Weil aber in den Erblanden Kaiser Ferdinands die Evangelischen zu jener Zeit sehr bedrückt wurden, so verließ der junge Andreas Roht auch Schlesien wieder und wandte sich nach Pommern, wo er 1625 seine erste Anstellung als Prediger in Stettin erhielt. 1630 wurde er dann Pastor in Woltersdorf (Syn.Colbatz), 1640 in Neunkirchen (Landsynode Stettin) und endlich 1643 in Barnimslow (Syn.Gartz/O), wo er 1682 in sehr hohem Alter starb. Seine Ehe mit Catharina Elisabeth Nagel war nur von sehr kurzer Dauer; doch hatte er aus ihr (1647 oder 1648) eine Tochter Maria Roth, die den Erbmühlenbesitzer und Bürgermeister Christian Klix zu Gartz a/O. heiratete und die Ahnfrau eines Rechnungsrates Anton Paul in Rogasen (später in Itzehoe und Duisburg wohnhaft) geworden ist, welchem ich hauptsächlich die Kenntnis dieses ganzen ältesten Teiles unseres Familienstammbaumes zu verdanken habe.

Nun muß die Frau Pastor Catharina Elisabeth Roht geb. Nagel, also die Tochter des Hofgerichtsadvocaten Christoph Nagel in Stettin, noch einen Bruder gehabt haben; denn ein Rittmeister (Capitän) Christian Nagel auf Petershagen bei Minden (+ 1707) wird als ihr Neffe bezeichnet. Und da dessen Tochter Luise Nagel (+ 1762) wieder die Tante meines Urgroßvaters, des Präpositus Samuel Nagel in Bahn (+ 1797) war, so ist damit unsere Abstammung von jenem Bruder der Frau Pastor Roht geb. Nagel bewiesen. Leider kann ich nun dessen

Namen nicht mit voller Gewißheit angeben; ich glaube mich aber nicht zu irren, wenn ich ihn in dem Kämmerer **Leonhard Nagell** zu Pollnow (+ daselbst 1696) vermute.

Aus den Gründen, die das zur höchsten Wahrscheinlichkeit machen, hebe ich folgendes hervor. Zunächst ist es doch mindestens merkwürdig, daß früher schon einmal - nämlich von 1550 bis 1594 - ein direkter Vorfahr von mir, namens Erasmus Halvepape, Pastor in Pollnow war; es wäre durchaus nicht verwunderlich, wenn derselbe, wie es häufig in jenen alten Zeiten zu beobachten ist, andere aus dem Kreise seiner Verwandten nach sich gezogen hätte. Sodann aber fällt sehr ins Gewicht, daß die Frau des Kämmerers Leonhard

-5-

Nagell eine Tochter des cand.theol. Carl Müller aus Wildenbruch und der Elisabeth Marie geb. Loose war; und diese beiden Familien, Müller und Loose, stehen bekanntlich mit unserer Nagel'schen Familie in vielfacher und allernächster Verwandtschaft. War doch die Frau meines Urgroßvaters, des Präpositus Samuel Nagel, auch eine geborene Loose; und selbst in Pollnow gab es einen Kämmerer Ernst Friedrich Loose, dessen Tochter Elisabeth Marie 1693 einen cand.theol. Rhenatus Müller heiratete. Ferner steht fest, daß die Erben des Kämmerers Leonhard Nagell 1697 die ihnen gehörigen Anteile von Damerow an einen Rittmeister Curt Müller (gewiß auch wieder einen Verwandten) verkauften. Endlich soll Leonhard Nagell einen Sohn gehabt haben, der in „Kriegsdienste“ trat, und auch das würde ja wieder stimmen, wenn der vorhin schon genannte Rittmeister Christian Nagel auf Petershagen sein Sohn war. Auf diese Weise ließe es sich auch am besten erklären, wie der Sohn eines Kämmerers und Enkel eines Hofgerichtsadvocaten dazu kam, die militärische Karriere zu ergreifen. Sein Verwandter, der Rittmeister Curt Müller, wird ihm dazu verholpen haben. Somit glaube ich allerdings, ein gutes Recht dazu zu haben, wenn ich die einzige nicht mit Namen nachweisbare Stelle in unserem Stammbaum mit dem Kämmerer Leonhard Nagell in Pollnow besetze, um so mehr als sich auch dessen Lebenszeit (+ 1696) vortrefflich den andern schon feststehenden Daten eingliedern lässt; denn der Hofgerichtsadvocat Christoph Nagel, der 1621 heiratet, kann ganz gut sein Vater sein, und wiederum der Rittmeister Christian Nagel, der 1707 starb, kann sein Sohn sein.

Müssen wir nun aber bei dem Kämmerer Leonhard Nagell es beklagen, daß unsere Bekanntschaft mit ihm sich fast nur auf Namen und Daten beschränkt, so fließen die Quellen betreffs der Geschichte seines Sohnes Christian desto reichlicher. Von dem Kgl. Staatsarchiv zu Münster ist mir über ihn folgendes mitgeteilt worden:

Nach den Acten der Kriegs- und Domänenkammer in Minden ist der Hauptmann **Christian Nagel** in den Jahren 1701 -1706 Pächter des Vorwerks Petershagen gewesen. Er war, wie er selbst angibt, „aus einer honetten Familie geboren“ und hatte es sich von Jugend auf blutsauer werden lassen müssen. Im Jahre 1705 sagt er von sich, daß er „über 28 Jahre Brandenburg und den Herren Staaten von Holland Waffendienste geleistet“ habe. Zwölf Jahre hatte er dem im Jahre 1679 verstorbenen Fürsten Johann Moritz von Nassau als „Cammerier“ gedient und dessen „intra des administreret“. Von diesem war er an den Kurprinzen Friedrich von Brandenburg (nachmaligen Kurfürst Friedrich III.) empfohlen worden, der (bzw. dessen Vater) 1681 und 1685 die Regierung in Minden auffordert, ihn, den damaligen Lieutenant Christian Nagel, der sich zur Zeit in der Stadt Minden aufgehalten zu haben scheint, bei einem frei werdenden, für ihn geeigneten Dienst, etwa einer Vogtei, zu berücksichtigen. Im Jahre 1701 erhielt er dann die Pachtung des Vorwerks Petershagen. Das Abschiedspatent für den „Hauptmann bei dem Anspachischen Dragonerregiment Nagel“, das in Abschrift den Akten beiliegt, ist aus Königsberg vom 2. Februar 1701 datiert.

-6-

Über seine Familienverhältnisse, Abstammung, Verwandtschaft, Kinder usw. enthält das Aktenstück keinerlei Nachricht. Auch über seine ferneren Lebensschicksale hat sich nichts feststellen lassen, da die Akten über das Vorwerk Petershagen, das um 1706 in ein Erbpachtgut umgewandelt worden zu sein scheint (für welchen Fall schon 1704 Christian Nagel seinen Rücktritt von der Pacht zusichern mußte), mit dem Jahre 1706 ohne Fortsetzung abbrechen.

Eine Bestätigung und teilweise Ergänzung dieser Mitteilungen des Kgl. Staatsarchivs bildet dasjenige, was mir der Chef des preuß. Generalstabes, General der Cavallerie Graf von Schlieffen unterm 6. April 1899 auf meine Anfrage geschrieben hat. Danach findet sich ein Christian Nagel in den Quartalsrollen für Januar, Februar und März 1690 als Lieutenant bei dem Dragoner-Regiment von Sonsfeld, und für März 1694 als Capitain und Compagnie-Chef im Dragoner-Regiment Markgraf Georg Friedrich von Anspach aufgeführt. Auch in den Quartalsrollen der Jahre 1695 und 1696 ist er noch erwähnt. Die Rollen für die folgenden Jahre (1697 bis einschließlich 1700) sind verloren gegangen, aber in der Rolle für das erste Quartal 1701 kommt er nicht mehr vor. Das Patent für den Capitain Christian Nagel beim Anspach'schen Dragoner-Regiment ist vom 20. Mai 1691 datirt. Damals lag das Regiment bei Rahden (Minden).

Hinsichtlich der Familienverhältnisse des Christian Nagel habe ich aus den Kirchenbüchern von Petershagen festgestellt, daß derselbe sich am 6. November 1685 mit Anna Elisabeth Pfeil, Tochter eines Herrn Rudolf Pfeil, verheiratete und in den Jahren 1686 - 1703 eine ganze Reihe von Kindern hatte, von denen eins, eine Tochter Luise (wahrscheinlich 1693 geboren) allerdings in dem Taufbuche gar nicht verzeichnet ist, weil dasselbe von 1689 - 1694 aus lauter losen Blättern besteht, und die Blätter für den Zeitraum vom 1. Januar 1693 bis 26. Juli 1694 überhaupt ganz fehlen. Wohl aber findet sich die Verheiratung dieser Tochter Luise im Jahre 1724. Da ihr Mann, ein pommerscher Pastor ist (Johann Arnold Vahrenkampf zu Pyritz), so zeigt sich hier wieder, daß die Familie Nagel in Petershagen nach Pommern hin Verbindungen gehabt haben muß.

Andererseits wird man sich nun freilich wundern müssen, daß unter den vielen Kindern des Christian Nagel, die in Petershagen geboren wurden, kein einziges die Namen Carl Leonhard trägt, wie doch der Vater meines Urgroßvaters, des Präpositus Samuel Nagel in Bahn, nach dem Wolliner Taufbuch vom Jahre 1722 unzweifelhaft geheißen hat. Doch kann uns das durchaus nicht daran irre machen, daß auch Carl Leonhard Nagel ein Sohn von Christian Nagel gewesen ist; denn sonst könnte nicht, wie schon, oben bemerkt, dessen Tochter Luise eine Tante von Carl Leonhards Sohn Samuel genannt werden. Da übrigens Carl Leonhard Nagel bei seinem 1750 in Wollin erfolgten Tode laut Kirchenbuch 66 Jahre alt war, so fällt seine Geburt schon ins Jahr 1684, also vor die Zeit der Verheiratung seines Vaters Christian mit Anna Elisabeth Pfeil. Wir müssen also annehmen, daß dies schon

-7-

die zweite Ehe des Christian Nagel gewesen ist, und daß aus der vorhergehenden ersten Ehe der Sohn Carl Leonhard stammt. Eine solche Annahme erscheint auch insofern höchst wahrscheinlich, als nach den oben mitgeteilten eigenhändigen Aufzeichnungen des Christian Nagel derselbe dem 1679 gestorbenen Fürsten Johann Moritz von Nassau 12 Jahre als Cammerier gedient hatte. Führt uns das schon mindestens bis ins Jahr 1667 zurück, so ist doch gewiß nicht anzunehmen, daß derselbe noch bis zum Jahre 1685 sollte unverheiratet geblieben sein. Vielleicht gelingt es doch noch einmal, seine erste Ehe ausfindig zu machen und die Geburt des Carl Leonhard aus ihr nachzuweisen. Einstweilen sei nur noch darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Vornamen Carl Leonhard eine weitere Bestätigung zu sein scheinen für die Zugehörigkeit des Pollnower Kämmerers zu unserem Stammbaum; nach diesem

nämlich würde der Enkel den überaus seltenen Vornamen Leonhard führen und den anderen Vornamen Carl nach seinem Urgroßvater, dem cand.theol. Carl Müller aus Wildenbruch.

Was nun weiter diesen **Carl Leonhard Nagel**, meinen Ururgroßvater, betrifft, so war derselbe im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kaiserlicher Notar (notarius caesario-publicus) und Stadtsekretär in Wollin. Ich besitze von ihm ein Buch: „Johannes Micraelii, altes Pommern“ in sehr defectem Einband und ohne Titelblatt. Auf der Rückseite des Vorderdeckels befindet sich folgende Inschrift:

„Carl Leonhard Nagel, Stettin den 9. Mai 1726 in der Erbschaft bekommen.“

Dieses Buch hat er im Jahre 1734 dem Cantor Joh. Caspar Terpen zu Wollin geschenkt, weil dieser ihm seinen Sohn „informiret“. Ich selbst aber habe es im Jahre 1894 durch die Güte des Rittergutsbesitzers P. Kolbe zu Blesewitz bei Anklam, dem es aus der Erbschaft seines Großvaters, des Senators Dibbelt in Anklam, zugefallen war, gegen Eintauschung eines Buches von Kantzow über Pommern bekommen.

Verheiratet war mein Ururgroßvater mit **Anna Elisabeth Schröder** (einer Tochter des seit 1658 in Schillersdorf bei Stettin angestellten und bis gegen 1690 daselbst verbliebenen Pastors Samuel Schröder und seiner Ehefrau Ursula geb. Palow). Beide müssen in sehr dürftigen Verhältnissen gelebt haben, wie die Eintragungen über ihren Tod in den Wolliner Kirchenbüchern beweisen.

„Am 28. October 1735 Frau Anna Elisabeth Schröders, Herrn Notars Nagels Ehefrau, aus commiseration wegen Armuth gratis draußen beigesetzt.“

„Am 31. Oktober 1750 Herr Carl Leonhard Nagel, ein armseliger Notarius, draußen gratis beigesetzt. aet.66.“

Mehr kann ich leider von ihnen nicht erzählen, da Nachforschungen im Wolliner Stadtarchiv resultatlos geblieben sind.

Von ihnen stammt mein Urgroßvater **Samuel Nagel**, welcher wieder den geistlichen Stand erwählte, der sich seitdem, wie schon oben bemerkt, in unserer Familie ohne jede Unterbrechung bereits fünf Geschlechter hindurch fortgepflanzt hat.

-8-

Geboren ist dieser Samuel Nagel zu Wollin im Jahre 1722 und zwar, wie sich mein Vater von seinem Vater bestimmt gehört zu haben erinnerte, am 4. November. Die heilige Taufe empfing er am 15. November. Die betreffende Stelle des Taufregisters, in der aber der Geburtstag nicht angegeben ist, besitze ich durch die Güte meines Amtsbruders Barckow in bis auf die Handschrift getreuer Copie, und aus den beigefügten Erläuterungen ergibt sich, daß der Geistliche, der diesen Samuel Nagel getauft hat, ein Präpositus M. Johann Sebastian Schröder war, doch kann das nicht der mütterliche Großvater des Knaben (also Schwiegervater des Notars Carl Leonhard Nagel) sein, da derselbe ja, wie wir schon oben sahen, Samuel Schröder hieß. Auch ist die Trauung der Eltern, also des Carl Leonhard Nagel mit Anna Elisabeth Schröder, in den Wolliner Kirchenbüchern nicht zu finden. Geschwister scheint mein Urgroßvater nicht gehabt zu haben; wenigstens kommen in den Wolliner Kirchenbüchern vom Jahre 1711 bis hin zum Jahre 1735 (wo, wie schon erwähnt, die Mutter starb) keine vor. Erzogen wurde Samuel Nagel in dem durch Aug. Hermann Francke gestifteten Hallischen Waisenhause. Dort in Halle absolvierte er später auch von Ostern 1743 bis Michaelis 1746 seine Universitätsstudien und schloß sich dabei besonders an den ebenso frommen, als gelehrten Professor Sigismund Jacob Baumgarten (+ 1757) an. Ich besitze noch das Buch, welches er wahrscheinlich damals als Student bei den Vorlesungen gebrauchte: „Theses theologicae von Sigism. Jac. Baumgarten, Halae 1746.“ Auf den durchschossenen Seiten trägt es die deutlichsten Spuren davon, wie sorgfältig der Urgroßvater dasselbe durchgearbeitet hat. Namentlich hat er alle angezogenen Beweisstellen der heiligen Schrift eigenhändig aus dem

Grundtexte beigelegt. Der Professor Baumgarten wollte ihn gern als königlich-dänischen Missionar nach Ostindien bringen. Es war auch schon nahe daran, aber im letzten Augenblick zerschlug es sich noch wieder. Er machte nun seine Examina in Pommern und war dann ziemlich lange Zeit Hauslehrer in verschiedenen adligen Häusern bei Stettin. Während dieser Zeit gab er ein Buch heraus, das ich gleichfalls noch besitze. Es führt den Titel: „Lehre vom Ebenbilde Gottes, von Samuel Nagel, der heil. Gottesgelahrtheit Beflissenen. Stettin 1752“ und ist dem Landrat des Randow'schen Kreises, Herrn Jürgen Behrend von Ramin gewidmet, in dessen Hause er wohl eine Stellung inne hatte, weil er ihn „seinen gnädigen Herrn“ nennt. Unter der Vorrede steht das Datum: „V. den 30. des Heumonats 1751“, was wohl auf den Ort Völschendorf im Amte Pinnow hinweist. (Wustarck, Nachtrag zu der Beschreibung von Vor- und Hinterpommern. Stettin 1795, pag.117.) In diesem sowohl, wie auch in einem anderen Buche, das von seiner ziemlich zahlreichen Bibliothek noch übrig ist, (einer lateinischen Ausgabe der symbolischen Bücher, Lipsiae 1712.), hat er vorn neben seinen Namen mit der Bezeichnung "Wollino-Pomeranus" noch seinen Wahlspruch beigelegt, der mit dem des bekannten Bugenhagen (auch eines geborenen Wolliners) identisch ist:

Si Jesum bene scis, satis est si cetera nescis;

Si Jesum nescis, nihil est, si cetera discis.

-9-

Leider mußte seine Bibliothek, die in lauter Glasschränken aufgestellt war, nach seinem Tode wegen der durch die vielen Kriegsdrangsale verursachten Not zu Spottpreisen verkauft werden.

Am 30. August 1756 wurde er zum Diakonus nach Bahn berufen, am 22. September ordiniert und am 23. November in sein Amt daselbst eingeführt. Während der 26 Jahre, wo er dieses Amt bekleidete, ereignete es sich im Jahre 1778, daß die mittelste der Glocken von der Bahner Kirche, die sogenannte Missal-Glocke, die anno 1766 von der Kälte gesprungen war, umgegossen wurde. Infolgedessen kam auf die neue Glocke neben dem Namen des derzeitigen Pastors und Präpositus Johann Leopold Thiele auch der Name des damaligen Diakonus Samuel Nagel. Als dann am 10. Juni 1781 der eben genannte Thiele gestorben war, wurde mein Urgroßvater durch Rescript vom 28. Juni 1781 zum Pastor und Präpositus befördert und am 6. Oktober 1782 (Dorn.XIX p.Trin.) von dem Generalsuperintendenten Friedrich Christian Göring unter Assistenz der Pastoren Stenger aus Liebenow und Joachimi aus Stresow und im Beisein des Landrats Freiherrn von Steinäcker auf Rosenfelde (als Vertreter der Kgl. Regierung) in sein neues Amt eingeführt. Auch dieses hat er noch 15 Jahre lang verwaltet bis zu seinem am 27. November 1797 erfolgten Tode.

Seiner theologischen Stellung nach gehörte er noch zu der streng orthodoxen Richtung; erst sein Nachfolger in der Präpositur (Belitz, der Vater des späteren Appellationsgerichts-Vizepräsidenten Belitz in Breslau) huldigte dem Rationalismus. Von seiner immensen Gelehrsamkeit, namentlich in den alten Sprachen, ist folgendes ein sprechender Beweis. Als er zum Präpositus ernannt wurde, und dazu nach damaliger Sitte noch ein Kolloquium vor dem Konsistorium in Stettin machen mußte, fragten ihn die Examinatoren, welche Stelle er wohl im Hebräischen vorgenommen haben wollte. Sie dachten ihm damit eine Gefälligkeit zu erweisen. Er aber entgegnete: es sei ihm völlig einerlei; sie möchten nur vornehmen, was sie wollten. Das haben die Examinatoren später seinem Sohn, meinem Großvater Samuel Friedrich Benedictus Nagel, selber erzählt, als er vor demselben Consistorium sein Kandidatenexamen machte. Bei den Synodalconferenzen, die mein Urgroßvater als Präpositus zu leiten hatte, hielt er die Eröffnungsreden immer lateinisch, wie sich auch eine solche, von seiner Hand geschrieben, noch erhalten hat. Auch gab er etliche lateinische Abhandlungen im Druck heraus.

In der Stadt Bahn stand er natürlich in großem Ansehen. Auf der Straße erschien er nie anders als im Ornat und wenn ihm dann Leute begegneten, so blieben sie stets mehrere Schritte vor ihm ehrfurchtsvoll stehen und warteten, bis er vorüber war. Auf seinen Betrieb wurde in Bahn nach Art der Francke'schen Stiftungshäuser ein neues zweistöckiges Schulhaus gebaut, zwischen der Kirche und der Superintendentur. Dasselbe bot im Oberstock Wohnung für den Rector, den Conrector und zwei Lehrer, und unten waren die Schulzimmer. Die Kosten für den Bau hat mein Urgroßvater selbst mühselig aus

-10-

lauter freiwilligen Beiträgen zusammengebracht, da der damalige Bürgermeister von Bahn keinen Pfennig dazu aus Stadtmitteln hergeben wollte. Dies Haus, das natürlich nur aus Fachwerk hergerichtet war, steht in Folge der eigentümlichen, gleich anfangs getroffenen Bestimmung, daß etwaige Reparaturen an ihm von der Kirchkasse zu tragen seien, ein etwaiger Neubau aber aus Stadtmitteln zu geschehen habe, noch heute. Es ist nur immer an ihm herumrepariert worden, sodaß seine ursprüngliche Gestalt und Einrichtung im Großen und Ganzen wohl dieselbe geblieben sein wird. Doch macht es trotzdem noch immer einen ganz stattlichen Eindruck, wie ich mich selbst davon bei einem mit meiner Frau am 2. September 1880 daselbst gemachten Besuche zu überzeugen Gelegenheit hatte. Übrigens hat in diesem Hause mein Großvater, so lange er Rector in Bahn war (Ostern 1795 bis Michaelis 1811), gewohnt, und ich habe die von ihm innegehabte Wohnung, in der also auch mein Vater 1809 geboren ist, selbst betreten. Sie liegt von der Straße aus gesehen an der rechten Giebelseite des Hauses im ersten Stock und besteht außer der Küche aus 2 großen zwei- und dreifenstrigen Stuben und einer kleinen einfenstrigen Stube. Neuerdings haben sich die Schulverhältnisse Bahns derartig gehoben, daß noch wieder ein großes Schulhaus (am Ende der großen Kirchstraße gelegen) hat gebaut werden müssen. Die Zahl der an der Schule angestellten Lehrer beläuft sich augenblicklich auf 11.

Wir kehren nun wieder zu meinem Urgroßvater, dem Präpositus, zurück. Gestorben ist er, wie schon bemerkt, am 27. November 1797 in einem Alter von 75 Jahren. Er hatte noch an diesem Tage wie sonst gearbeitet, und gegen Abend war sein Sohn, der Rector, bei ihm gewesen und hatte ihm aus der Zeitung vorgelesen, daß am nächsten Sonntage das Ableben Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelms II. und die Thronbesteigung des neuen Königs Friedrich Wilhelms III. der Gemeinde von der Kanzel sollte angezeigt werden. Darauf sagte der Urgroßvater ungefähr: „Lege mir doch die Zeitung dahin, ich will's morgen früh nochmal durchlesen. Jetzt aber will ich zu Bette gehen, denn ich bin sehr müde.“ Da verabschiedete sich mein Großvater von ihm und ging auf das gegenüberliegende Schulhaus zu. Noch aber war er nicht drüben angekommen, als schon ein Bote ihm nachgelaufen kam mit der Bitte, doch schnell wieder zurückzukommen, da dem Herrn Präpositus plötzlich so unwohl geworden sei. Und richtig, als er wieder bei ihm eintrat, fand er ihn schon als Leiche vor. Ein Schlagfluß hatte, als er gerade beschäftigt war, mit Hilfe seiner Gattin, die Kleider abzulegen, seinem Leben schnell ein Ende gemacht. Begraben ist er am 1. Dezember 1797 in der Kirche zu Bahn links neben dem Altar an dem Eingang zur Sakristei, wo ursprünglich ein in den Fußboden eingelassener Stein mit Inschrift die Stelle bezeichnete. Dieser Stein ist jetzt aber nicht mehr vorhanden, da die Kirche etwa um 1860 einer umfassenden Renovation unterworfen worden ist, die sie namentlich im Innern völlig umgestaltet hat. Wahrscheinlich ist der Stein irgendwo vermauert. Doch ist die Kanzel, auf der der Urgroßvater immer gepredigt hat, unverändert geblieben, und durch die Güte des Superint. Krüger in Bahn besitze ich eine Photographie von ihr. Auch hat mir derselbe eine Ansichtskarte von dem

-11-

nun schon über 200 Jahre alten, aber immer noch in Gebrauch befindlichen Superintendenturgebäude geschickt. Dasselbe soll noch fast unverändert so dastehen, wie zu des Urgroßvaters Zeiten; nur die Fenster des unteren Stockwerkes sind im Jahre 1895 erneuert worden.

Was seine Familienverhältnisse anlangt, so hat er sich am 11. Februar 1762 mit **Henriette Bellingen Loose**, Tochter des Accise-Inspektors Johann Friedrich Loose zu Bahn (+ 23. Februar 1770) und seiner Ehefrau Anna Elisabeth Block (+ 23. Juli 1764, beerdigt 26. Juli in der Kirche) verheiratet. Dieselbe war 20 Jahre jünger als er (geb. 4. Sept. 1742) und von ihm eingeseignet worden. Um deswillen redete sie ihren Mann nie anders als mit „Sie“ an, und wenn sie zu andern von ihm sprach, nannte sie ihn ihren „Herrn“. So hat mir meine Tante Auguste Hartfeil geb. Nagel folgendes erzählt: Als sie mal als kleines Mädel ihre Großmutter in Bahn besuchte, habe ihr diese ein Pastellbild des Großvaters gezeigt und gefragt, ob sie wohl wisse, wer das sei. Und als sie antwortete: „Ja, das ist der Großvater“, habe diese ganz feierlich gesagt: „Das ist mein Herr!“ (Gerade wie Sarah von Abraham sagte, 1.Mos.18,12.), worauf Tante Auguste die Großmutter sehr erstaunt angesehen habe.

Meine Urgroßmutter kam aus einem zahlreichen Geschwisterkreise. Ihr seltsamer Name Bellingen ist auch ein Taufname, den sie von einem ihrer Paten, dem Major von Belling in Bahn, erhielt. Im Jahre 1759 war ein Oberst Wilhelm Sebastian von Belling Chef des Husarenregiments Nr. 8, welches in Stolp, Lauenburg, Rummelsburg, Neustettin, Zanow, Bütow und Tempelhof stand. Derselbe war um 1718 in der Grafschaft Mark geboren und starb am 28. Nov. 1779 im 61. Lebensjahr als Generalleutnant und Ritter des schwarzen Adlerordens. Vielleicht ist er mit jenem Major von Belling zu Bahn identisch.

Noch existiert der Brief, mit welchem der alte Accise-Inspektor Joh. Friedr. Loose die Bewerbung des damaligen Diakonus Nagel um die Hand seiner Tochter beantwortete. Er ist auf einem großen Foliobogen geschrieben und lautet:

Hochehrwürdiger, hochgelehrter Herr Diacone,
Sehr wertester Freund!

Ew.[=Euer] Hochwürden bin von dero besonderes Zutrauen, so Sie gegen uns Eltern und meiner Tochter hegen, gantz infiniment [=unendlich] verbunden. Ich kan es nicht verbergen, daß mir der barmhertzig Gott eine gantz besondere Gnade erweiset, daß er mir bey meinem angehenden Alter eine Stütze an Sie schenken will, allwo ich bey manchen Troubeln [=Aufregungen] noch Raht und Zuflucht haben kann, da ich keinem an diesen Ohrt bey manchen Begebenheiten als den lieben Gott umb Raht angeflehet habe, der mir auch bis zu dieser Stunde nicht hat verlassen, sondern je und Allewege mächtiglich beygestanden hat. Da es nun der grundgütige Gott also gefüget und dero Hertz zu unserer Tochter gelencket, so bekommen sie hiermit im Namen Gottes unser und der Tochter Ja-Wort. Der gnädige Gott, der alles wohl machet, wolle auch zum Anfang, Mittel und Ende alles benedeien. Ihre größte Mitgabe ist ein Ehrlicher Nahme und redliches

-12-

Gemüth; indessen soll sie zum Dote [= als Mitgift] dasjenige haben, was ihre Geschwister bekommen haben, und da Ew. Hochehrwürden sich decouvrieret [=sich offenbart; zu erkennen gegeben], daß sie auf keine Reichthümer gesehen, umb so mehr bin ich in meinem Gemüth soulagirt [= erleichtert]; indessen da sie in loco [= am Ort] bleibet, so praevaliret [= den Vorzug besitzen] sie doch vor die andern. Die übrigen Umstände, sowohl ratione [= wegen] der Verlobung, als auch wegen der Hochzeit werde punctuel [= ganz genau] nach dero Genehmigung einrichten. Viele Umstände bey diesen betrübten Zeiten zu machen, würden vernünfftige sich darüber form..... Mein Rath ist, kurtz und guth. Nunmehr habe noch mehr Ursache, Gott vor alle Gnade, Güte und Barmhertzigkeit zu preisen, da Er mir so glücklich machet, meine Tochter versorget zu sehen; umb so mehr kann ich getrost und freymüthig zur

Grube fahren. Der liebe Gott hat und wird auch alles wohl machen. Der Name des Herrn sey gelobet. Ich erwarte also dero fernere Entschließung, womit wir in aller Hochachtung nach hertzlichem Gruß von mir, meiner Frau und Tochter beharren

Ew. HochEhrwürden

ergebenster Diener

Bahn, den 23.Decb.1761

Loose

Aus der Ehe meiner Urgroßeltern gingen 11 Kinder hervor (4 Töchter und 7 Söhne), von denen aber nur eine Tochter und vier Söhne das erwachsene Alter erreicht haben.

Die älteste Tochter (1763 geboren) hieß Johanna Dorothea. Von ihr besitze ich noch ein Communionbuch von Lüdke (Berlin 1779), in welchem vorn ihr Name mit der Jahreszahl 1780 eingeschrieben ist. Im Jahre 1794 heiratete sie einen Bürger und Kaufmann zu Bahn, namens Ernst Heinrich Berndt, einen Sohn des Gastwirts und Servis-Rendanten Johann David Berndt zu Greifenhagen (geb. 1733, gest. 21.December 1799) und seiner Ehefrau Anna Luise geb. Gieseler. Die Ehe wurde aber unglücklich, denn der Kaufmann Berndt machte bankrott und wurde flüchtig. Seine Ehefrau ließ er in Bahn zurück und ist nicht wieder zu ihr zurückgekehrt. Im Jahre 1808 ist sie in Bahn gestorben und wird im Kirchenbuch als „eines von Bahn sich entfernt habenden Kaufmanns verlassene Ehefrau“ aufgeführt. Er soll in Greifenhagen gestorben sein, wie darauf eine Notiz in den Bahner Kirchenbüchern hinweist. Wann es aber geschehen ist, hat sich aus den Greifenhagener Kirchenbüchern nicht ermitteln lassen. Nur soviel scheint gewiß zu sein, daß es ganz am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sein muß. Die einzige Tochter, die aus dieser Ehe hervorging, Henriette Berndt, kam nun nach dem Tode der Mutter (1808) zu ihrer Großmutter, der verwitweten Frau Präpositus Henriette Nagel, geb. Loose, die seit dem Tode ihres Mannes (1797) in das alte Bahner Prediger-Witwenhaus (unweit der Superintendentur) gezogen war und dort bis zu ihrem Tode (1829) mit dieser ihrer Enkeltochter Henriette zusammengewohnt hat. (Das Grab der Urgroßmutter befindet sich auf dem Bahner Kirchhofe, ist aber nicht mehr aufzufinden.) In diesem Hause hat mein Vater in seiner Jugend von Stecklin aus viel verkehrt. Es steht aber jetzt nicht mehr, sondern hat bald nach der Urgroßmutter Tode einem stattlichen Neubau Platz gemacht. Doch ist der langgestreckte Garten hinter dem Hause noch ziemlich unverändert geblieben. Im Jahre 1831

-13-

verheiratete sich die Henriette Berndt mit dem Mühlenmeister Johann Carl Gottlob Wegener zu Bahn, ältestem ehelichen Sohne des zu Ferdinandstein bei Greifenhagen verstorbenen Mühlenmeisters Gottlob Wegener. Doch sind Kinder aus dieser Ehe nicht hervorgegangen. Der Mann ist im Jahre 1871 als Rentier zu Bahn gestorben, und die Witwe habe ich bei meinem schon oben erwähnten Besuche in Bahn (am 2. Sept. 1880) noch lebend angetroffen. Wahrhaft rührend war die Freude der alten 85-jährigen Frau, noch einen Nagel und zwar den Sohn ihres aus der Jugendzeit so bekannten Veters Julius, kennen zu lernen. Sie nannte mich auch immer nur ihren lieben „Vetter“ und meine Frau „Cousine“. Auch äußerte sie: Nun wolle sie gern sterben. Und wirklich ist sie auch bald darauf (am 15.Decb.1880) selig heimgegangen, nachdem sie mir noch einen alten (von ihr als Gewürzschrankchen in der Speisekammer gebrauchten) Kasten mit lauter kleinen und großen Schubfächern zum Geschenk gemacht hatte, den der Urgroßvater immer auf seinem Schreibtisch und die Urgroßmutter später auf einer Kommode stehen gehabt hatte, und den ihr die Urgroßmutter mit den Worten übergeben hatte: „Jette, lat dat nich wedder ut de Händel!“ Diesen Kasten, der trotz seines sehr desolaten Zustandes noch immer die deutlichen Spuren einstiger Schönheit an sich trug, habe ich unter möglichster Beibehaltung der ursprünglichen Muster in Malerei und eingelegerter Perlmutterarbeit wieder herstellen und auf der Rückseite mit einer entsprechenden Inschrift versehen lassen, damit er als ein wertvolles und unveräußerliches

Familienandenken in der Familie Nagel von Geschlecht zu Geschlecht forterbe. Eine weitere Erinnerung an diese meine alte Tante Henriette Wegener ist mir zufolge ihrer Bestimmung noch nach ihrem Tode zugegangen, nämlich ein Porst'sches Gesangbuch, das sie noch von ihrer Großmutter (meiner Urgroßmutter), der verwitweten Frau Präpositus Nagel zu Bahn, erhalten hatte und das sie bis zu ihrem Tode treulich gebraucht hat. Auch die beiden Pastellbilder von den Urgroßeltern, die im Besitz unserer Familie sind und jetzt auch in einer photographischen Verkleinerung existieren, haben ursprünglich ihr gehört. Sie hat sie auf Bitten des Großvaters in Stecklin meinem Vater am Vorabend seiner ersten Hochzeit (den 13. Sept. 1835) zum Geschenk gemacht, und sie waren damals neben dem großen Ölbilde seiner damaligen Braut aufgestellt. Mit ihr ist nun dieser Zweig unseres Stammbaumes ganz und gar verloschen.

Sehr kräftig und blühend dagegen ist der andere Zweig geworden, der durch den ältesten Sohn Samuel Friedrich Benedictus, meinen Großvater, fortgepflanzt wurde. Doch von diesem nachher. Wir wollen zunächst noch sehen, was aus den 3 andern erwachsenen Söhnen: Carl, Jacob und David, geworden ist.

Gotthilf Carl (1771 geboren) studierte erst Theologie. Doch muß sein Leben einen dunklen Verlauf genommen haben, denn er ist nicht Pastor geworden, sondern wurde Steuerbeamter in Swinemünde. Noch in seinen besten Jahren rührte ihn der Schlag, wodurch Zunge und Geisteskräfte gelähmt wurden. Infolgedessen mußte er sich pensionieren lassen und

-14-

wurde von seinem älteren Bruder Samuel unterstützt. Nach dem Tode seiner Frau Helene geb. Lüder (+ 17. Juli 1833 zu Swinemünde an Brustkrankheit, 57 Jahre alt) zog er nach Stettin zu seiner einzigen hinterbliebenen Tochter Minna und ist dort bald darauf (3. Juli 1834) gestorben. Die damals schon majorenn, also vor 1810 geborene Tochter, ist unverheiratet geblieben und höchst wahrscheinlich ebenfalls in Stettin gestorben. Wahrscheinlich ist die am 4. Dezember 1825 zu Swinemünde im Alter von 5 Jahren gestorbene, also 1820 geborene Albertine Emilie Friederike Nagel, die im Swinemünder Kirchenbuch als Tochter des Accise-Aufsehers Nagel bezeichnet wird, auch eine Tochter von ihm.

Johann Jacob (1779 geboren) ist nach Ausweis der Bahner Kirchenbücher Kaufmann in Königsberg N/M. gewesen. Dann machte er als Landwehrmann die Freiheitskriege mit und starb bald nachher (im Decb. 1815) als Feldwebel in Stettin. Doch ist sein Tod im Stettiner Militär-Kirchenbuche merkwürdigerweise nicht eingetragen. Er hat auch einmal geheiratet und mehrere Kinder gehabt, von denen ich wenigstens die Namen von fünf erfahren habe. Sie heißen

Luise Wilhelmine (um 1806 – 1823)

Caroline Henriette (um 1808 – 1809)

Franz Hermann (um 1810 –)

Franz Julius (um 1811 – 1877) und

Auguste Luise Charlotte (1815 –).

Nach seinem Tode ward seine noch junge Witwe erst Wirtschafterin auf einem Gute bei Königsberg N/M. Dann zog sie nach Greifenhagen, wo sie sich durch Schneidern, Waschen feiner Wäsche u.dgl. ernährte. Hier hat sie auch mein Vater noch gesehen. Später aber kam sie auf schlechte Wege, so daß sich die Familie von ihr mehr und mehr zurückzog. Von den Kindern starb das älteste, Luise Wilhelmine, als 17-jähriges Mädchen an Krämpfen im Hause ihrer Großmutter, der verwitweten Frau Präpositus Henriette Nagel geb. Loose zu Bahn. Die folgenden beiden, Caroline Henriette und Franz Hermann, starben noch im zarten Alter. Dagegen haben die jüngsten beiden diese Linie unseres Stammbaumes fortgepflanzt. Franz

Julius wurde auf dem Militär-Waisenhaus zu Potsdam erzogen, bildete sich wegen seiner musikalischen Anlagen zum Hautboisten aus und hat als solcher beim 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam lange Jahre (ungefähr 1830 -1849) gedient. Im Jahre 1834 verheiratete er sich mit Henriette Wilhelmine Rudi aus Potsdam, welche ihm 3 Töchter gebar: Franzisca, Amalie und Maria, von denen aber die letztere schon im ersten Lebensjahre wieder verstarb. Die älteren beiden leben heute noch: Franzisca unverheiratet, Amalie verheiratet an einen Schlossermeister Feissel in Berlin (N, Brunnenstr. 136-137). Im Jahre 1849 nahm der Vater seinen Abschied vom Militär und ging zum Postfach über. Anstellung fand er erst in Potsdam und vom Jahr 1865 an als Postexpediteur in Wilsnack. Wegen zunehmender Kränklichkeit ließ er sich zuletzt auch von der Post pensionieren und verbrachte die letzten 4 Jahre seines Lebens in Potsdam, in Gemeinschaft mit seiner unverheirateten Tochter Franzisca. Dort ist er am 17. Oktober 1877 gestorben.

-15-

Seine jüngere Schwester Auguste Luise Charlotte verheiratete sich im Jahre 1833 mit dem Gastwirt Johann Friedrich Schott in Stettin, der später als Rentier nach Grabow bei Stettin zog und daselbst 1869 starb. Sie selbst lebt als Witwe heute noch bei ihrem einzigen Schwiegersohn, dem Kaufmann Carl Devantier in Stettin (Frauenstr. 52). Von ihren 4 Söhnen ist einer, namens Hermann, am 7. Mai 1875 mit dem Dampfschiff Schiller bei den Seyilly-Inseln, südlich von England untergegangen und seine hernach aufgefundene Leiche auf der Insel St. Mary, der größten der Seyilly-Inseln, beerdigt worden. Der jüngste Sohn, namens Franz, ist nach Buenos Aires in Brasilien ausgewandert und dort verheiratet. Doch fehlen über ihn schon seit längerer Zeit alle Nachrichten.

David Immanuel endlich, der jüngste von den Geschwistern meines Großvaters (1787 geboren) soll der schönste und talentvollste unter allen gewesen sein. Sein Vater liebte ihn ganz besonders. Als im Jahre 1809 der Major von Schill durch Bahn kam, da schloß sich der damals 22-jährige Jüngling dem von ihm gebildeten Freicorps an und ist dann im folgenden Jahr zu Stralsund den Heldentod gestorben.

Das ist es, was von den Geschwistern meines Großvaters noch bekannt ist. Nun wenden wir uns zu meinem Großvater selbst.

Er hieß, wie schon erwähnt, **Samuel Friedrich Benedictus Nagel** und war geboren am 12. Januar 1767. Unvergeßlich war ihm sein erster Schultag in Bahn. Der Rector daselbst hatte nämlich die Gewohnheit, jeden Morgen bei Beginn der Schule sich mit dem Kantschuh an die Tür zu stellen und jedem Kinde vorneweg einen Schlag zu geben für alle Unarten, die es etwa im Laufe des Tages noch ausüben würde. So ging es also auch ihm, als er das erste Mal in die Schule kam. - Auch ein anderer Vorfall aus seiner Kinderzeit hat sich ihm tief eingepägt. Er hatte nämlich mal einen dummen Streich gemacht, nämlich an der Kirchenglocke zur un rechten Zeit gezogen, so daß die Leute erschreckt zusammenliefen, weil sie glaubten, es sei Feuer. Seine Eltern aber waren gerade nicht zu Hause gewesen, sondern kamen erst abends zurück. Als er nun schon im Bette lag und nach seiner Gewohnheit laut das Abendlied „Werde munter mein Gemüthe“ hersagte, da ging gerade nach den Worten: „Ach bewahre mich vor Schrecken, schütze mich vor Überfall“ die Tür auf und der Vater, dem bei seiner Heimkehr gleich alles brühwarm erzählt worden war, trat herein mit einem Stock und applicierte ihm eine tüchtige Tracht Schläge. (Anmerkung: Nach der festen Versicherung meiner Tante Auguste Hartfeil geb. Nagel, soll es übrigens nicht der Vater, sondern die Mutter (Henriette Bellingen Loose) gewesen sein, die ihm die Prügel verabreichte. Dann müßte sich mein Vater, aus dessen Munde ich obigen Vorgang immer gehört habe, darin geirrt haben.)

Übrigens war tiefste Ehrfurcht gegen seine Eltern ein Grundzug seines Wesens, wie er sie denn auch nie anders als mit „Sie“ angeredet hat. Bei der Confirmation erschien er, ganz nach der Sitte der damaligen Zeit, mit Degen, Zopf und wunderlichem Haarputz, wodurch alle innere Andacht fast un-

-16-

möglich gemacht wurde. Da bloß ein Peruquier in Bahn war, der alle die jungen Confirmanden frisieren mußte, so war mein Großvater schon am Abend vorher drangekommen und mußte nun, um seine Perücke nicht wieder in Unordnung kommen zu lassen, die ganze Nacht auf einem Stuhle sitzend, zubringen. Den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften empfing er teils von seinem Vater, teils auf der Stadtschule zu Bahn; dann aber kam er auf die Ratsschule zu Stettin, wo er in dem sogenannten Jageteuffel'schen Collegium wohnte (gestiftet vom Bürgermeister Otto Jageteuffel zu Stettin, + 30. Dez. 1412), einer Art Alumnat, in welchem die Gymnasiasten ganz freie Aufnahme (excl. Mittagessen) erhielten. In diesem Collegium durfte den ganzen Tag über nur lateinisch gesprochen werden. Wenn einer einen grammatischen Fehler machte, dann hieß es: „Accipe signum!“, und es wurde ihm ein hölzerner Esel zum Tragen umgehängt. Den mußte er so lange tragen, bis wieder ein anderer einen Fehler machte und ihn dadurch von seiner schimpflichen Last befreite. Aus den Zöglingen der Ratsschule war ein Sängerkhor gebildet, der nicht bloß in der Kirche beim Gottesdienst, sondern auch nach Art der Eisenacher Kurrenden vor den Türen auf den Straßen vierstimmig sang. Mein Großvater nun, der sich durch eine wundervolle Stimme auszeichnete, avancierte bald zum Leiter dieses Sängerkhores (praefectus chori) und hatte davon ganze hübsche Einnahmen. Nachdem er nun in den Wissenschaften die erforderliche Reife erlangt hatte, bezog er zu Ostern 1788 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Aus dieser Zeit ist das Stammbuch, das ich noch von ihm besitze (dies Stammbuch habe ich 1926 meinem Sohn Martin geschenkt) und in welchem sich neben vielen anderen Persönlichkeiten besonders aus Stettin (z.B. seinen Lehrern auf der Ratsschule; Rector Walter, Subrector Schütze, College Küsell und Müller und Cantor Ernst) auch seine beiden Eltern und seine Geschwister Dorothea, Carl und Jacob eingeschrieben haben. Der Carl bezeichnet sich da im Jahre 1789 (also als 18-jähriger Jüngling) als Th.Cul. (Theologiae Cultor), also nach unserer heutigen Art zu reden, als Studiosus theologiae, was mit unserer obigen Angabe (s. Seite 14) übereinstimmt. Unter den Professoren, die mein Großvater in Halle hörte, waren es besonders Knapp und Joh. Sal. Semler, die ihn anzogen und von denen er sein ganzes Leben hindurch mit der innigsten Liebe und Verehrung sprach. Nachdem er dann sein erstes theologisches Examen vor dem Consistorium in Stettin zur Zufriedenheit seiner Examinatoren bestanden hatte und einige Jahre bei einem Herrn von Dewitz auf Daber i.Pom. Hauslehrer gewesen war, übernahm er um Ostern 1795 das Rectorat an der Stadtschule zu Bahn, womit zugleich die Organistenstelle verbunden war. (Das Orgelspiel erlernte er in Königsberg N/M. bei dem berühmten Musikdirektor Aug. Wilh. Pracht, der in dem vorhin erwähnten Stammbuch meines Großvaters gleichfalls eingeschrieben ist.) So hatte er die Freude, noch 2 1/2 Jahr mit seinem lieben Vater in Bahn zusammen zu sein und zusammen zu arbeiten. Gegen Ende dieses Jahres verheiratete er sich auch mit **Christiane Elisabeth Mielcke** (Ich besitze noch zwei Exemplare der von meinem Großvater eigenhändig zu dieser Hochzeitsfeier aufgeschriebenen Traulieder. Die Trauung geschah in Bahn am 26. November 1795.), nachgelassenen ältesten Tochter des am 11. September 1790 zu

-17-

Stettin verstorbenen Kammer-Canzelisten Christian Friedrich Mielcke, welche ihm in einer über 14-jährigen Ehe 6 Kinder gebar, von denen das älteste, eine Tochter Wilhelmine, noch von seinem Vater getauft wurde.

Je mehr aber die Familie wuchs, um so schwerer wurde es ihm, mit seinem nur 120 Thaler betragenden Rectorgehalt, das noch dazu nicht einmal pünktlich einging, durchzukommen.

Der Großvater sah sich daher genötigt, außer seinem beschwerlichen Doppelamte noch auf andere Erwerbsquellen bedacht zu sein. Zu dem Ende mietete er sich in Bahn einen Garten, den er eigenhändig bearbeitete und mit Gemüse, Kartoffeln u.dgl. bepflanzte. Diese Gartenarbeiten verrichtete er in den frühen Morgenstunden von 3 (resp. 4) bis 8 Uhr. Um 8 Uhr begann dann sein Schulunterricht, und wenn der geschlossen war, so verwendete er den Rest des Tages auf Privatstunden und die Beaufsichtigung einiger Pensionäre. Außerdem nahm er jede Gelegenheit wahr, wo er durch Stellvertretung erkrankter Prediger oder sonstwie einiges für den Unterhalt seiner Familie verdienen konnte. Aber dieses alles reichte doch nicht hin, um ihn vor Kummer und schweren Nahrungssorgen zu schützen. Es kamen die schweren Kriegsjahre zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo der Scheffel Korn 6, 7 und auch 8 Thaler kostete. Da war es freilich schwer, eine so zahlreiche Familie bei so geringem Einkommen standesgemäß zu erhalten, und es gereichte dem Großvater sogar zu nicht geringer Anfechtung. Als er einst dem Superintendenten in Bahn einige Scheffel Roggen, die er von ihm gekauft, mit 8 Thaler pro Scheffel bezahlen mußte, und der Superintendent so rücksichtslos war, ihm dabei zu sagen: „Herr Rector, mir ist gesagt, daß der Scheffel bald 9 Thaler kosten wird!“, rief der Großvater in großer Erregung: „Herr Superintendent, wenn das geschieht, so lassen Sie mich noch einmal für Sie predigen.“ – „Wie meinen Sie das?“, fragte der Superintendent erstaunt, und der Großvater gab in überströmender Bewegung seines Herzens zur Antwort: „Dann will ich den Leuten predigen, daß es keinen Gott im Himmel gibt!“ So weit trieb ihn die Not um das täglich Brot für sich und die Seinen. Aber 4 Wochen darauf galt der Scheffel nur 4 Thaler! –

Natürlich setzte der Großvater alles daran, um in ein Pfarramt zu gelangen, aber alle Versuche, die er in dieser Beziehung machte, schlugen gänzlich fehl, wiewohl verschiedene Gemeinden, die an seinen lebendigen und eindringlichen Predigten Gefallen gefunden hatten, bei eintretenden Vakanzten die Regierung baten, ihnen diesen Mann zum Pastor zu geben. Solche Bitten wurden stets abgeschlagen, da der Großvater bei der ihm eigenen Demut und Bescheidenheit nichts dazu tat, um sich bei den Männern, deren Stimme in solchen Dingen entscheidend war, bekannt und beliebt zu machen. Während so seine äußere Lage immer bedrängter wurde, trafen ihn auch andere schwere Schicksalsschläge im Schoße seiner Familie. Er verlor kurz hintereinander zwei seiner Töchter (Albertine und Pauline) und im Mai 1810 sogar sein liebes treues Weib, das alle diese Angst- und Kummerjahre in großer Geduld und Ergebung mit ihm getragen hatte. Da endlich, als die Not aufs höchste gekommen war, war Gottes Hilfe am nächsten. Besonders auf den Betrieb des damaligen Landrats des Greifenhagener Kreises, Herrn Baron Franz Christian Gottlob von Steinäcker, dessen Enkelkinder (Franz

-18-

und Carl von Borck) er unterrichtet und teilweise erzogen hatte, bekam er am 20. Mai 1811 von dem Grafen Gustav von Borck, Major im Reg. Garde du Corps und Erbherrn auf Stecklin, einen Ruf als Pfarrer nach Stecklin, wozu noch zwei Filialen (Rosenfelde und Langenhagen) gehörten, und ward, nachdem er sein 2. theologisches Examen (pro ministerio) vor dem damals nach Stargard verlegten Pommerschen Consistorium gemacht hatte, auf Michaelis 1811 in sein Amt eingeführt. Bald darauf sah er sich genötigt, zum zweitenmal zu heiraten, um seinen 4 unmündigen Kindern wieder eine verständige und liebende Mutter zu geben. Er wählte dazu **Hanna Friedericke Brandt**, nachgelassene älteste Tochter des zu Stargard um 1791 verstorbenen Peruquiers Friedrich Brandt. Die Trauung geschah in der Kirche zu Wartenberg i. Pom. Seinem neuen Amte gab sich der Großvater mit großem Eifer, Treue und Selbstverleugnung hin und arbeitete nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Gaben unermüdlich in den Kirchen, Schulen und Häusern seines Kirchspiels. Eine besondere Vorliebe behielt er immer für den Schulunterricht. Das ging so weit, daß er nicht selten den Schullehrer in Stecklin aus reiner Passion auf mehrere Wochen ablöste. Solche Tage waren

für die Schulkinder immer wahre Festtage; denn im Unterrichten war er Meister. Das haben auch der Appellationsgerichtsrat Belitz zu Breslau (schon tot) und der Generallieutenant Franz von Borck in Naumburg a. S., welche beide in Bahn von ihm Privatstunden erhalten hatten, wiederholt meinem Vater gegenüber ausgesprochen und bezeugt, daß kein späterer Lehrer auf sie einen so großen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt habe, als eben der Großvater.

Was seine äußere Lage anbetrifft, so gestaltete sich dieselbe ja zunächst um vieles günstiger und sorgenfreier. Er konnte sich sogar ein Pferd (einen Littauer) anschaffen zu seinen Filialreisen, was seine Kinder sich in der Weise zu Nutze machten, daß sie ihm immer möglichst weit entgegen gingen, um dann ein Stückchen auf dem Pferde reiten zu können. Doch dauerte die Freude nicht lange. Das Pferd mußte verkauft werden, und der Großvater ging wieder zu Fuß. Auch fehlte es nicht an mannigfachem Kreuz und Trübsal im Hause. Von den 5 Kindern, womit seine zweite Ehe gesegnet wurde, starb ihm eine Tochter (Ulrike) noch in sehr jugendlichem Alter. Namentlich wurde er aber tief gebeugt durch den Verlust seines ältesten Sohnes Adolf. Derselbe war schon ausgelernter Handlungsdienner und eben im Begriff, seiner Militärpflicht zu genügen. Da erkrankte er am 20. Mai 1819 (es war gerade Himmelfahrtstag) nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr beim Baden im Steckliner See in einem Alter von 18 Jahren. Erst am 21. Mai wurde seine Leiche aufgefunden und am 22. Mai um 7 Uhr stille beerdigt. (Im Steckliner Kirchenbuch hat der Großvater zu diesem Todesfalle die Stelle 1.Mos.37,35 anmerkt, wo von Jacob geschrieben steht, daß er sich bei der Nachricht von dem Tode seines Sohnes Joseph nicht wollte trösten lassen, sondern sprach: Ich werde mit Leid hinunter fahren in die Grube zu meinem Sohne.) Gott aber ersetzte ihm diesen Verlust durch einen im folgenden Jahre noch geborenen Sohn Albert, sein jüngstes Kind. Ungefähr um dieselbe Zeit stieß dem Großvater selbst ein Unglücksfall zu. Beim Holzhauen nämlich, das er bis in sein hohes Alter hinein immer

-19-

selber verrichtete, flog ihm ein Splitter ins linke Auge, was den gänzlichen Verlust dieses Auges zur Folge hatte.

Inzwischen hatten sich durch die Vermehrung seiner Familie auch seine Sorgen wieder sehr vermehrt, besonders da auch sein Sohn Julius jetzt das Gymnasium in Königsberg besuchen mußte. Die Amtseinkünfte waren nicht bedeutend und der Erlös aus dem Ertrage der Pfarrländereien noch recht geringfügig, da gerade jetzt einige Jahre hindurch die Getreidepreise ungewöhnlich niedrig waren. So litt der Großvater jetzt wieder durch die wohlfeile Zeit, wie er vordem, da er das Brot selbst kaufen mußte, bei der teuren Zeit gelitten hatte. (Anmerkung: In einem Briefe an seine Kinder Kröning vom Jahre 1825 schreibt er: „Entschuldigt, daß ich Euch Postgeld verursache; ich habe keinen Pfennig, daß es mir so gehen würde, das hätte ich nicht gedacht. Gott sei mit Euch.“) In dieser Bedrängnis hat er wieder mehrere Jahre hindurch sein Einkommen etwas zu erhöhen versucht, daß er neben seinem eigenen Amte noch die Amtsgeschäfte des erkrankten Diakonus in Greifenhagen besorgte, was eine nicht geringe Beschwernis für ihn war. So machte er es möglich, nicht nur seine eigene Familie notdürftig durchzubringen, sondern auch noch zu verschiedenen Malen armen Verwandten (z.B. der Frau Oberamtmann Carmensin mit ihren Kindern, dann seinem Schwager Brandt und dessen Frau und Anderen!) auf längere Zeit Brot und Unterkunft bei sich zu gewähren. Überhaupt hatte er ein sehr mitleidiges und gütiges Herz für alle Armen und Notleidenden und half ihnen, wo und wie er nur konnte. So hat er z.B. regelmäßig, wenn einer der Lehrer in seinem Kirchspiel starb, dadurch der zurückbleibenden Witwe ein volles Gnadenjahr verschafft, daß er selber vielleicht ein halbes Jahr lang Tag für Tag in dem betreffenden Orte den Schulunterricht hielt. Den Weg dahin legte er alle Morgen zu Fuß zurück, wie er denn überhaupt ein guter Fußgänger war. Noch heute ist das in Stecklin unvergessen. So schreibt mir der Pastor

Modler aus Stecklin unterm 31. Aug. 1877: „Viele der älteren Leute erinnern sich noch Ihres Großvaters und erzählen mit besonderer Genugtuung, daß er sich nicht gescheut habe, den langen Weg nach Langenhagen (1 1/4 Meile) erforderlichenfalls zu Fuß zu gehen und dann dort zu amtieren, oder nachdem er in hiesiger Parochie zweimal gepredigt habe, nach Greifenhagen (1 1/4 Meile) zu wandern und den dortigen Diakonus nachmittags zu vertreten.“ - Dies letztere ist freilich ein Irrtum, denn nach der Versicherung meines Vaters fuhr der Großvater in diesem Falle stets nach Greifenhagen. Aber zu den Filialgottesdiensten in Langenhagen und Rosenfelde ist er allerdings, im Sommer wie im Winter, in der Regel zu Fuß gegangen.

So hat er fast sein ganzes Leben über sein Kreuz tragen müssen und wie unter einem beständigen Drucke gelebt. Aber sein Amt, dem er mit ganzer Seele zugetan war, das war ihm stets eine Quelle reichen Trostes und vieler Erquickung. Mochte er auch von den vielen Sorgen noch so bekümmert und niedergedrückt sein, - sobald er des Sonntags seinen Stab ergreifen und zur Verwaltung seines heiligen Amtes nach den Filialen wandern konnte, da vergaß er alle Sorgen und wurde ganz heiter und fröhlich. Und gerade diese Wahrnehmung, daß

-20-

also die Ausrichtung des heiligen Predigtamtes selbst bei äußerlich kümmerlichen Umständen eine solche Befriedigung und Freude gewähren könne, war es hauptsächlich, die schon frühe in dem Herzen seines Sohnes - meines Vaters - den bestimmten, nie geänderten und nie bereuten Entschluß wach rief, gleichfalls ein Pfarrer zu werden.

Nachdem der Großvater im September 1829 den Schmerz gehabt, seine teure Mutter in dem ehrenvollen Alter von 87 Jahren zu verlieren, geschah es im Jahre 1836, daß auch seine zweite Gattin durch ein schweres und schmerzliches Krankenlager von seiner Seite gerissen wurde. Sie starb am 16. Mai in der Nacht um 3/4 12 Uhr an einem hitzigen Nervenfieber in einem Alter von 52 Jahren, 6 Monaten und 17 Tagen und ist am 20. Mai in Stecklin begraben worden. Das war der dritte schwere Schlag, der ihn in seinem Leben traf, denn die Verstorbene war ihm eine treue Gattin und tüchtige Hausfrau und seinen Kindern eine liebende und sorgsame Mutter gewesen. Wie sehr sie auch den Kindern aus der ersten Ehe die volle mütterliche Liebe und Fürsorge zuwandte, das beweist der Umstand, daß ihre Tochter Auguste schon ein großes Mädchen war, als sie einst durch fremde Leute erfuhr, daß mein Vater nur ihr Stiefbruder sei. Das wollte sie gar nicht glauben, weil sie wußte, daß die Mutter alle Kinder gleich zärtlich liebte. Gerade auch mein Vater war ihr besonders lieb und wurde fast ein wenig vor den anderen Kindern vorgezogen.

Der Großvater selbst stand nun im 70. Lebensjahre; doch war er körperlich noch recht rüstig, wie er sich denn überhaupt von Jugend auf einer seltenen, ununterbrochenen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte. So ließ er sich denn nicht abhalten, bei eingetretener Vakanz die Schule in Rosenfelde ein halbes Jahr lang selbst zu versehen. Bald darauf unterstützte er seinen kranken Amtsbruder in Borrin in uneigennütziger Weise und ging in diesem Liebeseifer so weit, daß er sogar einen zweimaligen Weg in der Woche nach Borrin - selbst zur Winterszeit - nicht scheute, um die dortigen Confirmanden mit allem Fleiß zu unterrichten. Ja selbst im letzten (76.) Jahre seines Lebens hat er noch wieder vom Februar bis zum Oktober 1842 die Schule in Stecklin selbst gehalten, um der Witwe und den Waisen des gestorbenen Küsters Rohloff den Genuß des Einkommens dieser Stelle zu sichern.

Ende November 1842 wohnte er noch frisch und gesund der zweiten Hochzeit seines Sohnes Julius in Stargard bei, aber kurz vor Weihnachten zog er sich auf einer durch den Tod seines Amtsbruders Quade in Lindow nötig gewordenen Amtsreise eine starke Erkältung zu, die ihn auf sein erstes und auch letztes Krankenlager warf. Es trat ein heftiges gastrisch nervöses Fieber ein, und der herbeigeholte Arzt gab nur schwache Hoffnung für die Erhaltung des

teuren Lebens. Seine 3 Töchter - Adelaide, Leontine und Auguste - und seine Enkelin Marie Kröning pflegten ihn mit kindlicher Liebe und Treue, wobei sie bald auch sein herbeigeeilter jüngster Sohn Albert unterstützte. Auch der Bräutigam seiner jüngsten Tochter Auguste, Hermann Hartfeil, fand sich ein, und oft sprach der Vater sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein werde, diese seine lieben Kinder noch

-21-

selbst ehelich einzusegnen. Mit heißer Sehnsucht erwartete er auch seinen ältesten Sohn Julius, der denn auch am Abend vor seinem Tode (den 3. Januar 1843) ankam. Noch immer wollten die versammelten Kinder den Gedanken an den nahen Tod des Vaters nicht aufkommen lassen. Unverkennbar war noch starke Lebenskraft bei ihm vorhanden. Hatte er doch noch am Morgen dieses Tages mit lauter, kräftiger Stimme etliche Verse aus dem Neujahrsliede: „Hilf, HERR Jesu, laß gelingen“, desgleichen in seinen Fieberphantasien das Vaterunser und die Einsetzungsworte gesungen, ja selbst noch eine vollständige Taufrede gehalten. Die darauf folgende Nacht verlief ziemlich ruhig. Aber am anderen Morgen ging sein irdisches Leben sichtbar auf die Neige. Noch immer drehten sich seine Gedanken nur um sein Amt und seinen Beruf. Ihm war's immer, als wäre es Sonntag, als läuteten die Glocken, als müsse er den Talar anlegen oder einbinden, um ihn, wie er 31 Jahre gewohnt gewesen war, auf seinem Filialwege unter dem Arm zu tragen. Aber immer schwerer kämpfte seine Brust, immer ängstlicher wurde das Atemholen. Er segnete seine Kinder, ermahnte sie, in Liebe aneinander zu halten, begehrte in großer körperlicher Angst seiner Kinder Gebet und auch ihren Gesang, wie er denn sein ganzes Leben hindurch immer ein großer Freund des Gesanges gewesen war und auch selbst - wie schon erwähnt - eine wunderschöne Stimme besessen hatte. Die Kinder sagen unter Tränen 5 Verse aus dem Liede: „Christus, der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn“. Da nickte er sehr freundlich mit dem Kopfe zum Zeichen, daß sie aufhören möchten, dankte mit selig verklärtem Gesicht und sprach: „Ja. nun hab' ich's überwunden!“ Von nun ab wurde er stiller und sein Kampf schwächer. Noch einige Male nickte er bald diesem, bald jenem seiner Kinder zu; doch endlich erschien das Auge gebrochen und seine Teilnahme für seine Umgebung schien aufzuhören. Noch einmal sangen die Kinder mit leiser Stimme: „Jesus meine Zuversicht“ und vereinigten sich darauf zum letzten Gebet, in dem der älteste Sohn den HERRN um eine baldige, gnädige und selige Auflösung des geliebten Vaters anrief. Bald erhörte der HERR dies Gebet. Um 3/4 11 Uhr vormittags schied die glaubenstarke Seele aus der gebrechlichen Körperhülle und ward versammelt zur oberen Gemeinde. Sanft und friedlich war das Ende, und eine Viertelstunde lang erklangen die Glocken feierlich durchs Dorf, um den Tod des treuen und geliebten Seelsorgers allen Pfarrkindern anzuzeigen.

Im Steckliner Kirchenbuch findet sich sein Tod von der Hand meines Vaters mit folgenden Worten verzeichnet:

„Herr Sam. Friedr. Bened. Nagel, Pastor zu Stecklin, verstarb in einem Alter von 75 Jahren, 11 Monaten, 23 Tagen, den 4. Januar vormittags 3/4 11 Uhr an der Lungenlähmung und wurde begraben den 7. Januar. Er hinterließ einen majorennen und einen minorennen Sohn und 5 majorene Töchter. Der Verstorbene ist von 1795 – 1811 Rector zu Bahn, seitdem Pastor an der hiesigen Kirche, im ganzen 47 1/2 Jahr im Amte gewesen. Ev. Matth. 25, 21 „Ei, Du frommer und getreuer Knecht usf.“

Hierzu hat ein Freund und Amtsnachbar des Großvaters folgende Bemerkung gefügt:

„Armen, Notleidenden und Bedrängten stets ein treuer Freund und Helfer. Zeuge davon Schreiber dieses. Sponholz, Pastor zu Pakulent.“

-22-

Beim Begräbnis hielt mein Vater im Sterbezimmer am offenen Sarge eine Rede über den angeführten Spruch aus dem Matthäus, in welcher er dem Verstorbenen ein sonderliches Denkmal kindlicher Liebe und Dankbarkeit setzte. U.a. kam darin folgende Stelle vor:

„Was unser lieber Vater dem HErrn gewesen ist, nämlich ein hier auf Erden zwar über wenig gesetzter, aber im Kleinen überaus treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse, - was er seinen Gemeinden gewesen ist, nämlich ein treuer Zeuge und Wegweiser zum ewigen Leben, ein Vorbild in der Liebe, Demut, Geduld, Sanftmut und Friedfertigkeit, ein dienstfertiger Ratgeber und Helfer in allerlei Fällen, ein Vater der Armen, Witwen und Waisen, - was er seinen Küstern und Schullehrern und deren Familien gewesen ist, nämlich ein Vater und Berater, ein milder freundlicher Vorgesetzter, - was er seinen Amtsbrüdern gewesen ist, nämlich ein treuer Bruder, mit Liebe, Selbstverleugnung und Demut ihnen dienend, wo sie seiner bedurften, - was er seinen Verwandten gewesen ist, nämlich oft eine unermüdliche Stütze und Zuflucht, - was er überhaupt jedermann gewesen ist, in Liebe, Friedfertigkeit und Demut: davon ein Mehreres zu reden, will mir, dem Sohn, wohl nicht anstehen. Der HErr, dem die Ehre für das alles allein gebührt, weiß es wohl; und auch in Euren Herzen, wie in Eurer Kinder und zum Teil Eurer Kindeskinde Herzen steht's geschrieben, daß ich hoffe, man wird noch lange in diesen Gemeinden reden und erzählen von dem guten treuen Prediger und geistlichen Vater, den wir heute begraben.

Aber davon sei mir vergönnt zu reden, was der liebe Vater mir und meinen Geschwistern durch Gottes Gnade gewesen ist, daß ich nicht anders kann, ich muß vor Euch allen in meinem und meiner Geschwister Namen den wärmsten Dank dem lieben entschlafenen Vater nachrufen.

Er ist unser Vater. Ihm verdanken wir durch Gottes Gnade unser Leben, das Leben, das zwar an und für sich keinen Wert hat - denn an und für sich ist's ein Jammertal und Trauerspiel, das mit Tod und Verwesung endigt -, aber als Vorschule und Aussaatszeit für die ewige Seligkeit ist's ein großes Gut! Er hat uns ernährt! Und liebe Schwestern und Du, lieber Bruder, Ihr seid samt mir alle soweit, daß Ihr verstehen könnt, was das sagen will. Er hat uns ältere Geschwister in den 16 Kummerjahren seines Schulamtes zu Bahn ernährt mit Fleiß und Schweiß, unter Kummer und Tränen, mit Beten und Arbeiten, aber allezeit fröhlich in Hoffnung, fröhlich in dem Besitze seiner zärtlich geliebten Kinder. Er hat uns alle ernährt in den 31 Jahren seiner hiesigen Amtsführung, und Ihr seid alle Zeugen gewesen, wie redlich, wie eifrig und mit welcher Selbstaufopferung er in seinem mühseligen Amte hat auf mancherlei Weise arbeiten müssen, um uns mit Ehren und nach der Notdurft durchzubringen. Darum betrachtet Euch seine teuren Vaterhände, die hart geworden sind unter der Arbeit für Euch, mit Ehrfurcht und Dankbarkeit, - die Falten seiner Stirn und das Haar, das unter manchen Sorgen für Euch gebleicht ist, eine rechte Ehrenkrone! Betrachtet es mit Ehrfurcht und Dankbarkeit. Aber er hat uns nicht nur ernährt und lieblich gepflegt, er hat uns auch gelehrt und gesorgt für unserer Seele Heil und Wohlstand. Mit Freude und Dank denke ich daran, wie er, als ich ein Kind war, mich beten gelehrt hat, daß ich nicht

-23-

eher zu ihm „Guten Morgen“ sagen durfte, bis ich Gott einen „Guten Morgen“ und schuldigen Dank gesagt. Mit Freude und Dank denke ich daran, wie er mich, als ich anfang zu lesen, hier auf dem Flur des Sonnabends und sonst in der Bibel laut lesen ließ und mich Gottes Wort ehren und verstehen lehrte. Mit Freuden denken wir gewiß alle der Stunden, besonders der Religionsstunden, wo wir lernend zu seinen Füßen gesessen und durch seine gar liebliche und eindringliche Art, Kinder zu unterrichten, erfrischt, lebendig angefaßt und geistlich gewachsen sind. Mit Freude und Dank, werdet Ihr, meine Geschwister, die Ihr sämtlich das Glück gehabt, bei der Confirmation von seinen lieben Händen den Segen des HErrn zu empfangen, an diese unvergeßlichen Stunden denken, in denen sein Vater- und Seelsorgerherz am weitesten und lieblichsten sich aufschloß. Und wenn einer von uns fern war von Hause, wie hat er uns in den väterlichen Briefen ermahnt und ohne Unterlaß gebeten, Gott in allen Stücken vor Augen und im Herzen zu haben, daß gewiß niemand von uns, wenn er Gott und Gottes Wort aus den Augen setzt und aus dem Herzen verliert, dem seligen Vater wird Schuld geben

können. Und nicht nur mit Worten hat er uns gelehrt, sondern auch durch sein Leben und Beispiel. Ich sonderlich muß es ja vor Gott und Menschen bekennen, wie der beständige Umgang mit dem Vater und der Umstand, daß er mir erlaubte, ihn auf allen seinen Amtswegen begleiten zu dürfen, mir von frühe an eine unbeschreibliche Liebe zum Pfarramt einflößte, daß ich um viel Geld und Gut nicht etwas anderes möchte geworden sein. Das äußerliche Los des Vaters war ja kein glänzendes; ich habe ihn vielfach in Sorgen und Not gesehen. Aber daß diese vielfachen Kümernisse nie imstande waren, die Freudigkeit meines Vaters zu brechen, daß ich ihn stets mit Lust zur Kanzel gehen sah und auf den anderen Wegen seines Berufes, das erfüllte schon des Knaben Brust mit Begeisterung für diesen Stand, der ihm frühe als der köstlichste und edelste Beruf erschien, weil er den äußeren Druck am ehesten bricht und überwindet durch die lebendige Kraft, die aus der fortwährenden Beschäftigung mit dem lebendigen Worte Gottes unaufhörlich dem oft matten und müden Pilgrim zufließt. Und so ist er in diesem Sinne mein Lehrer geblieben bis zu seinem Tode, daß ich bis auf diese Stunde mich erbaue an der Treue, die mein Vater im Kleinen geübt hat, daß ich mich aufs tiefste gedemütigt und beschämt fühle, sobald es mir einmal sauer wird in meinem Amte und habe noch nicht zur Hälfte die Kräfte meines Leibes und meiner Seele in Gottes Dienst so rücksichtslos darangesetzt, als mein seliger Vater getan. Hierin wird er auch mein Lehrer, Muster und Vorbild bleiben; denn ob ich wohl nach anderen Seiten hin noch andere Muster und Vorbilder habe, so bekenne ich zur Ehre Gottes, welcher ein wahrhaftiger Gott ist und weiß, daß ich nicht lüge, daß in der Berufstreue mir mein Vater immer noch bis auf diese Stunde Muster und Vorbild geblieben ist. Und so wird und so möge er denn uns, seinen Kindern, allen Muster und Vorbild bleiben, sonderlich in der Demut und Selbsterniedrigung, mit welcher der HErr seinen Knecht geschmückt hatte. Er ließ nie die Linke wissen, was die Rechte tat, erniedrigte sich gern unter Jedermann, sah an sich nur Schwachheit und Gebrechen, stellte seine Gaben und Leistungen unter die aller übrigen, - und das alles in

-24-

genauester Verbindung mit der tiefsten Verehrung und Liebe des Heilandes, der sich auch tief erniedrigte, ja das Muster der tiefsten Erniedrigung ist.“

Vom Trauerhause ging's dann in die Kirche, wo - da des Großvaters treuester Freund, der alte Pastor Sponholz aus Pakulant, nicht am Begräbnis teilnehmen konnte - der Prediger Carmesin aus Greifenhagen, ein Vetter von meinem Vater, die Leichenpredigt hielt und zum Schluß den von meinem Vater verfaßten Nekrolog verlas. Die Predigt war sehr lang, so daß zuletzt noch Licht angesteckt werden mußte. Die Beteiligung am Begräbnis, sowohl von Seiten der Geistlichkeit, als auch der Gemeindeglieder war trotz der furchtbaren Kälte eine ungemein zahlreiche. Das Grab des Großvaters befindet sich dicht neben dem seiner zweiten Frau auf dem zum Dorfkrüge hin gelegenen Teil des Kirchhofes, überschattet von einem mächtigen Akazienbaum. (Durch die Güte des Pastors Modler in Stecklin besitze ich außer zwei Bildern von der dortigen Kirche und dem Pfarrhaus auch ein Bild von den Gräbern der Großeltern, die ich bei meinem zweimaligen Besuche in Stecklin - im Sommer 1880 - in sehr wohl gepflegtem Zustande vorfand. Sie sind beide mit Efeu bepflanzt, von dem ich einige Ranken mitgenommen und im Strehlner Pfarrgarten eingepflanzt habe. Dieselben sind auch sehr gut fortgekommen. Die Gräber der beiden Kinder des Großvaters - Adolf und Ulrike - sollen auch ganz in der Nähe gelegen haben, waren aber nicht mehr aufzufinden.)

Das Grab des Großvaters wird bezeichnet durch ein einfaches, schwarzes gußeisernes Kreuz, das ihm seine Töchter Adelaide und Leontine haben setzen lassen. Es trägt vorn die Inschrift:

„Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Wer an mich glaubet, wird leben, wenn er gleich stirbe.“

Auf der Rückseite stehen die Worte:

„Liebe, Liebe, Licht,

Glaube, Leben, Hoffnung.“

(Herder + 1803 hatte das Motto: „Licht, Liebe, Leben“.) Diese Inschrift hatte der Großvater selbst angeordnet in einer noch vorhandenen letztwilligen Bestimmung, die sich in seinem Nachlaß mitten zwischen anderen Aufzeichnungen vorfand und in welcher er - nach der Ermahnung an seine Kinder, über seinen Abschied nicht allzu traurig zu sein - sie noch mit folgenden Worten anredet:

„Das köstlichste aller Erdengüter ist das, meine geliebten Kinder: Liebet Euch untereinander. Duldet niemals, daß Mißtrauen, Uneinigkeit oder Streit unter Euch aufkommen. Seid fest in Eurem Glauben an Gott, an sein Wort und seinen Sohn Jesus Christus. Lebet in Gott, alles, was Ihr tut, sei in ihm getan. Beständig habt ihn in Euren Gedanken und in Eurem Herzen. Hütet Euch, daß Ihr in keine Sünde williget. Betet und arbeitet und überlaßt Euch im übrigen der göttlichen Vorsehung, die für Euch sorgt. So hat Euer Vater gelebt, durch diesen Glauben hat ihn Gott hindurchgeführt durch die Leiden und Kämpfe dieses Lebens zum verlangten Ziel. Dank diesem Glauben geschieht es, daß er jetzt am Ende seiner Tage mit Freuden und Vertrauen der Ewigkeit entgegensehen kann, die ihn erwartet. Ich erkenne Euch in Eurem Glauben als meine Kinder und durch ihn ehret Ihr würdig mein Andenken. Ich verlasse Euch nun mit der festen Hoffnung, Euch dort oben wiederzufinden vor Gottes Thron.“

-25-

Der Name des Großvaters steht nicht auf seinem Grabkreuz. Dagegen befindet sich derselbe noch auf mehreren Gedenktafeln, die in der Kirche zum Andenken an verschiedene kirchliche Feierlichkeiten (31.Okt. 1817, 3.Aug. 1821 und 15.Juni 1824) aufgehängt sind. Auch steht noch im Pfarrgarten hart am Zaun ein alter Akazienbaum, den der Großvater am Tage des Einzuges der vaterländischen Verbündeten in Paris, den 31.März 1814, gepflanzt hat. Leider ist kein Bild vom Großvater vorhanden. Unsere jetzt so billigen Photographien waren noch nicht erfunden, und zu teuren Gemälden fehlte das Geld. Ich besitze nur zwei kleine Schattenbilder von ihm und seiner ersten Frau, aus denen jedoch von den Gesichtszügen nicht viel zu ersehen ist. Zudem rühren sie offenbar noch aus der frühesten Zeit her, denn der Großvater trägt da noch einen Zopf. Seine Statur war klein und hager, die Körperhaltung gebückt und etwas zur Seite geneigt. Einen Bart trug er nie, rasierte sich stets selbst und benutzte dabei als Spiegel die dunkel glasierten Kacheln seines Stubenofens. Dagegen hatte er - gerade wie mein Vater - sehr volles Haupthaar, das aber bei ihm trotz seines hohen Alters nicht weiß, sondern nur stark grau war. Daß ihm das linke Auge fehlte, ist schon vorstehend bemerkt worden, doch sah er mit dem anderen Auge gut und brauchte nur in den letzten Jahren auf der Kanzel eine Brille. Die Grundzüge seines Wesens und Wandels waren Demut, Sanftmut und Liebe. Einst war er nach Stettin gefahren, von wo er abends um 10 Uhr mit dem Boot wieder in Greifenhagen anlangte. Nun hatte er noch den 1 1/4 Meile langen Weg nach Stecklin zu Fuß zurückzulegen, sodaß er gegen Mitternacht zu Hause ankam. Hier vermißte er den Kuchen, den er für die Kinder gekauft und unterwegs in einem Tuche getragen hatte. Er wußte, daß er das Tuch noch in Greifenhagen gehabt hatte, und so ging er sofort den ganzen Weg in der Nacht zurück, bis vor das Tor Greifenhagens, wo er richtig das Tuch mit dem Kuchen auf dem Wege liegend fand. Hoherfreut kehrte er nun wieder um und kam gerade wieder zurecht, um den Kindern den Kuchen beim Frühstück aufteilen zu können. Diese Geschichte hat mir mein Vater erzählt.

Eine ganz ähnliche fand ich von dem Großvater selber geschildert in einem Brief an seine Tochter Adelaide vom Jahre 1832, wobei ich es dahingestellt sein lassen muß, ob und inwieweit dieselbe etwa mit der eben berichteten identisch sein möchte. Es heißt in dem Briefe:

„Am 3.August ging ich mit Deinem Bruder Albert morgens 3 Uhr zu Fuß nach Greifenhagen. Um 6 Uhr wurde von dort abgesegelt, gelangten gleich nach 10 Uhr in Stettin, hörten die

schöne Music der beiden Regimenter, trieben uns in der Hitze bis gegen 5 Uhr (herum), richteten wegen Julius' Militär-Angelegenheit nichts aus, segelten nach 5 Uhr ab. Drei Gewitter überfielen uns. Der Blitz fuhr vor unseren Augen auf der Wiese in die Erde. Der gleichfolgende schmetternde Donner erschreckte alle heftig, Regen im Überfluß begrüßte uns, litten jedoch keinen Schiffbruch, gelangten gleich nach 10 Uhr in Greifenhagen an und so reiseten wir wieder zu Fuß nach Hause, wo wir um 1 Uhr angekommenen. Ein neues Unglück! Albert hatte seine neue Mütze verloren. Also Albert zu Bette und das alte Väterchen ging wieder zurück, um die verlorene Mütze nicht zu verlieren. Sie wurde gefunden und so gelangte er um 3 Uhr in seiner Pastorwohnung an. Wieder ein

-26-

neues Übel! Das Väterchen hatte Stettinsche Semmel und Gebäcksel mitgebracht. Dies wollte er austeilen. Die Tücher waren da, allein die Masse von Semmeln war fort. Und nun rathe: wo war dies geblieben? Wir haben seit langer Zeit unangenehme Gäste im Hause, zwar keine Franzosen, auch keine Polakken, aber ein Chor auserlesener Ratten haben ihr sauberes Quartier bei uns aufgeschlagen und diese Gäste hatten sämtliche Semmel usw. weggetragen und solches gehörig (abseits) gelegt, um es nach und nach gemächlich verzehren zu können. Die Folge war: Der Caffee mußte ohne Stettinsche Semmel verzehrt werden; aber Brot war noch da und ist das da, was dann für Not?“

Solche Züge sich selbst vergessender und andern dienender Liebe ließen sich viele aus dem Leben des Großvaters berichten. So hat z.B. mein Vater oft mit Rührung erzählt, wie er, wenn er als Gymnasiast die Ferien zu Hause zubrachte und dann in der Regel sehr spät des Morgens aufstand, immer schon seine Stiefel vom Großvater selbst geputzt vor seinem Bette stehend vorfand. Gold und Silber hatte er freilich nicht zu geben, aber was er hatte, das gab er und was er konnte, das tat er, um in Liebe und Selbsterniedrigung andern ohne Lohn zu dienen.

Nicht unerwähnt bleibe hier eine Schilderung, welche mein Vater selbst einmal in einer Tischrede des Jahres 1882 von seinem Vater entworfen hat. Sie lautet wörtlich folgendermaßen:

„Mein lieber seliger Vater hatte nicht das volle Maß eines Orthodoxen, wie es unsere Kirche an ihre Diener anlegen muß. Zwar im Elternhaus orthodox erzogen, mußte er doch auf der Schule in Stettin und auf der Universität in Halle den wenige Jahre vor seiner Geburt aufgekommene Rationalismus, überhaupt aber den Geist des zum christlichen Glauben in Opposition stehenden Zeitalters Friedrichs des Großen auf sich wirken lassen. Als er anfangs der neunziger Jahre in Halle studierte, lebte und lehrte dort noch Professor Semler, der Vater des Rationalismus, dessen Einfluß auf die studierende Jugend nicht bloß wegen seiner immensen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seiner persönlichen Frömmigkeit, die sich Semler noch aus seiner besseren Jugendzeit bewahrt hatte, ein ganz außerordentlicher war. Wie nun in Semler der Rationalismus noch am lebenswürdigsten auftrat, am wenigsten aggressiv gegen die Kirchenlehre, und noch geschmückt mit einem gottseligen Wandel, so steht mir auch mein seliger Vater noch als ein milder Rationalist in Erinnerung, der, im theoretischen Widerspruch mit sich selbst, praktisch doch an den Grundartikeln des christlichen Glaubens festhielt und was er von diesem Glauben im Herzen hatte, in seinem Leben besser bewährte, als mancher von den heutigen Orthodoxen seinen volleren Kropf- und Maulglauben. Hervorstechend waren in diesem Wandel seine ungemaine Liebe und Freundlichkeit gegen Jedermann, insonderheit gegen Arme, Witwen und Waisen, Kranke und Unterdrückte. Ach, wie oft mußte ich des Morgens gegen 3 oder 4 Uhr aufstehen, um eine Fuhre Holz nach der nächsten Stadt zu diesem oder jenem zu fahren. Der Grundzug seines Wesens war aber eine tiefe und aufrichtige Demut, die ihm in seinen Gemeinden und bei allen Verwandten und Bekannten die Herzen

gewann und selbst denen, die vornehm auf den armen Landprediger herabsahen oder gar ihm übel-

-27-

wollten, immer wieder Achtung abnötigte. Einen besonders lebhaften Eindruck von seiner Demut empfing ich, als ich etwa 12 Jahre alt war und die Hundstagsferien zu Haus verlebte. Wir hatten gerade einen mehrwöchentlichen Besuch von einem Berliner Onkel (Schilling), mit dem mein Vater sehr befreundet war. Eines Tages waren wir schon zu Bett gegangen. Ich schlief mit meinem Vater in dessen kleinem Studierstübchen, in einem Zimmer nebenan der Onkel, und weil beide auch im Bett noch lange miteinander plauderten, so blieb die Türe zwischen beiden Zimmern offen. Der Onkel verstand gut zu erzählen und zu disputieren und so lag ich denn mit geschlossenen Augen, aber geöffneten Ohren da, um mir kein Wort entgehen zu lassen. Es trat eine Pause im Gespräch ein und schon glaubte ich, daß nun nichts weiter kommen würde und wollte schlafen. Da fing der Onkel wieder an und rief meinem Vater zu: „Nicht wahr, Du bist doch auch der Meinung, daß der Erzvater Jakob, der seinen Vater betrug und seinen Bruder Esau um die Erstgeburt brachte, ein listiger Schelm und Heuchler war?“ Der Vater gab zur Antwort: „Freilich hat er seinen Vater und Bruder betrogen; das kann auch ich nicht an ihm loben. Aber um dieser einen in der Jugend begangenen Sünde willen kann ich doch den ganzen Mann noch nicht verwerfen. Alles in allem gerechnet ist er doch ein gottseliger Mann gewesen. Bedenke doch seine tiefe und aufrichtige Demut, wie sie sich in seinem Gebet kundgibt >HErr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte getan hast< (1.Mos.32,10). Dieses Wort und Gebet ist mein Lieblingsspruch und macht mir ihn wert und zu einem Vorbilde.“ - Mein Vater hat wohl nie erfahren, daß ich diese seine Antwort gehört und von meinem zwölften Jahre an in meinem Herzen bewahrt habe. Das kam aber daher, weil das Leben meines Vaters ein schönes Tatzeugnis davon ablegte, daß dies Gebet wirklich sein Lieblingsspruch und dieser Jakob wirklich sein Vorbild war. So ist die Erinnerung an meinen seligen Vater mit der Erinnerung an diesen Spruch unzertrennlich verbunden, und ich kann garnicht an den einen denken, ohne zugleich an den anderen."

Daß der Großvater auch eine humoristische Ader besaß, davon noch einige Proben. So beginnt sein schon vorhin erwähnter Brief aus dem Jahre 1832 an seine Tochter Adelaide mit den Worten: „Liebe gute Tochter! Obgleich der gute Hensel mit Gepäck belastet ist, so werden auch noch Briefe ihm aufgeladen. Doch hat ihm sein Schöpfer ein ziemlich breites, weitläufiges Gestell geschenkt, auf welches viel gepackt werden kann. Also fort mit ihm.-"

Ein andermal (den 24.Sept.1834) begleitet er das Geschenk einer Gans an seinen Herzensfreund und Verwandten, den eben erwähnten Küster Schilling in Berlin, mit folgenden Worten: „Mein geliebter Bruder! Beikommendes pommersches Geschöpf hat in den letzten Augenblicken seines Lebens verordnet und bestimmt, daß die Vorbereitung seiner Beerdigung in der Küche des akademischen Küsters, Herrn Schilling in Berlin, Petriplatz No.2, geschehe und wenn alles dieses nach der Ordnung beendet ist, soll die feierliche Beerdigung im Eßzimmer desselben Hauses vollendet werden. Damit nun dieser billige Wille vollbracht werden kann, so mag das gute Geschöpf die Reise nach Berlin antreten und ich bitte Dich und die lieben Deinigen, dies Geschöpf mit Liebe aufzunehmen und demselben

-28-

die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt. Gott gebe, daß Ihr Euch alle, auch die treue Hausfrau, wohlbefindet, damit auch diese an dem Leichenbegängnis mit Wohlgefallen teilnehmen kann.“

Dieser Schilling war - um das gleich hier einzuschalten - ein überaus interessanter und begabter, auch äußerlich sehr stattlicher Mann. Er hatte studieren wollen, war aber durch den Krieg

daran gehindert worden. So wandte er sich dem Lehrfache zu und war eine zeitlang Lehrer auf dem Lande. Aber bei einer Schulvisitation erregte er die Aufmerksamkeit seines Visitators und dieser sorgte dafür, daß er zunächst an eine Schule nach Berlin berufen wurde und später die sehr einträgliche Küsterstelle an der Petrikirche in Berlin bekam, die er bis zu seinem Ende (1847) verwaltete. An Gehalt bezog er hier ungefähr 1.500 Thaler und hatte außerdem eine freie Amtswohnung von 6 Stuben. Unter ihm standen noch 6 - 8 Kirchendiener; er führte nur die Oberaufsicht und die Kirchenbücher. Seine Frau war eine geborene Loose aus Bahn, eine Cousine des Großvaters. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Schnitzereien in Kork und Elfenbein, worin er allmählich eine solche Geschicklichkeit erlangte, daß er mit dem Titel eines „akademischen Künstlers“ geehrt ward. In Kork hat er z.B. den Rittersaal im Schloß zu Marienburg i. Westpr. nachgebildet, der im Berliner Museum aufgestellt ist und die Aufschrift „Friedrich Schilling“ trägt. Andere Kunstwerke von ihm sind sogar ins Kgl. Schloß gewandert. Auch ich habe von ihm eine kleine geschnitzte Landschaft unter Glasrahmen, die mir Cousine Marie Kröning zum Geschenk gemacht hat. Außer dieser seiner Kunstfertigkeit besaß er eine große Vorliebe für Antiquitäten und ließ sich's viel Geld kosten, alte Waffen, Rüstungen, Trinkgeschirre, Edelsteine, Mesailen, Kupferstiche, Glasmalereien u.dgl. zu erwerben. Einst hatte er nicht lange vor Weihnachten bei einem Händler in der Stadt einen schönen alten silbernen Becher entdeckt mit Inschriften. Als er nach Hause kommt, erzählt er das seiner Frau (die er immer nur „Alte“ nannte), fügte aber hinzu, daß er ihn leider nicht kaufen könne, da er zu teuer wäre. Seine Frau ließ sich genau Namen und Wohnung des Händlers sagen, sowie auch den Preis und ging noch denselben Tag heimlich hin und kaufte den Becher, um ihren Mann zum Weihnachtsfest damit zu überraschen. Am anderen Morgen sagt Schilling zu seiner Frau, er habe die ganze Nacht nicht schlafen können, weil ihm das mit dem Becher fortwährend durch den Kopf gegangen wäre und nachdem er nochmals alles zusammengerechnet, was ihm in der nächsten Zeit für Ausgaben bevorstünden, habe er gefunden, daß er ihn doch wohl noch kaufen könne. Die Frau läßt sich nichts merken und redet ihm sehr zu, er solle nur bald hingehen, um ihn sich zu holen. Das tut er denn auch und - findet den Becher schon verkauft. Auf die Frage, wer ihn gekauft habe, wird ihm gesagt: eine „alte Schraube“ wäre gestern Abend gekommen, habe darnach gefragt und ihn gleich, ohne erst zu handeln, gekauft. Sehr traurig und mißgestimmt kommt Schilling heim, aber zu Weihnachten war die Freude und Überraschung umso größer, als ihm von der „alten Schraube“ der Becher aufgebaut wurde. Diese Geschichte hat mir Tante Auguste Hartfeil erzählt.

Die Sammlungen des alten Schilling waren so großartig und sehenswert, daß selbst der damalige Prinz Carl von Preußen,

-29-

der auch davon gehört hatte, wiederholt zu ihm kam, um sie zu besichtigen. Auch ließ sich derselbe von Schilling eine eigene, sehr wertvolle Waffensammlung anlegen, die große Berühmtheit erlangt hat. Dafür wurde er mit dem Roten Adlerorden IV. Klasse ausgezeichnet. Übrigens war er auch ein sehr guter Patriot, wie es denn z.B. an Königs Geburtstag immer eine Bowlé bei ihm gab, während es für gewöhnlich sehr einfach in seinem Hause zuging.

Ehe ich nun meinen Großvater verlasse, möchte ich noch einiges über seine schon erwähnten beiden Frauen beifügen.

Christiane Elisabeth geb. Mielcke. Über sie habe ich allerdings nicht viel ermitteln können, nicht einmal den Ort ihrer Geburt. Mein Vater war noch zu jung als sie starb, und Tante Auguste Hartfeil, der ich sonst so viele Mitteilungen aus der alten Zeit verdanke, hat sie nie gekannt, da sie ja von der zweiten Mutter stammte. Doch fand ich mal eine Notiz, wonach der Bürgermeister Christian Friedrich Mielcke in Bahn (1814/15) ihr Bruder gewesen sei. Dazu

würde auch der Umstand stimmen, daß ihr Vater, der Kammercanzelist Mielcke in Stettin, dieselben Vornamen wie dieser hatte.

Desto mehr kann ich von der zweiten Frau meines Großvaters, **Hanna Friedricke geb. Brandt** berichten. Sie war eines Perückenmachers Tochter und hat eine sehr traurige Kindheit gehabt, da es sehr schmal zu Hause zuging, daß sie oft hungrig zu Bett gehen mußte. Sie schlief in einer kalten Dachkammer, wo im Winter der Sturm den Schnee durchtrieb, daß ihr dünnes Deckbett am Morgen oft voll Schnee lag. Da der Vater früh starb, mußte sie schon als siebenjähriges Kind im Hause tüchtig mit angreifen. Mit 12 Jahren wurde sie zu einem Handwerker getan, aber auch da gab's bei vieler Arbeit nur wenig zu essen. Daß unter solchen Umständen auch der Schulunterricht bei ihr sehr zu kurz kam, läßt sich wohl denken; aber was ihr an Ausbildung fehlte, das ersetzte natürliche Klugheit, scharfer Verstand und große geistige Begabung. Auch viel Mutterwitz stand ihr zu Gebote. So hat sie gleichwohl, als sie erwachsen war, ihre Stelle vollkommen ausgefüllt und wußte sich bei jedermann in Respekt zu setzen. Offen und ehrlich, wie sie selber war, duldete sie auch bei anderen keine Winkelzüge, und wo sie jemand traf, der sich aufblähte, dem gab sie einen gehörigen Denkkettel. Ihren Pflichten als Hausfrau kam sie mit eisernem Fleiß und großer Pünktlichkeit nach und entwickelte dabei eine erstaunliche Arbeitskraft. Unermüdllich war sie schon des Morgens von 4 Uhr an tätig und im Winter, wenn die Gartenarbeit wegfiel, brachte sie es fertig, daneben noch täglich ein Stück Garn zu spinnen, was ihr bei der Bekleidung der zahlreichen Familie sehr zu statten kam. Ihre Kinder erzog sie streng, aber gerecht und versorgte sie aufs beste, so daß dieselben bei aller nötigen Furcht doch mit großer Liebe an ihr hingen. Sehr charakteristisch für sie ist ein Vorfall, dessen sich sowohl mein Vater als auch Tante Auguste Hartfeil noch sehr lebendig zu erinnern wußten. Es war schon in der Zeit, als sich mein Vater behufs Anfertigung seiner Examenarbeiten wieder im Elternhause aufhielt. Außer ihm war auch eine zeitlang im Sommer ein aus Stettin gebürtiger Kandidat, namens Almus, da, der (gegen geringes Entgelt) Landluft genießen wollte. Dieser, ein sehr aufgeblasener Herr, hatte seine Stube neben der Schlafstube des Großvaters. Als nun eines Nachts der Großvater, wie es öfters vorkam, vom

-30-

Husten sehr gequält wurde, und darüber auch der Kandidat nicht schlafen konnte, war er so rücksichtslos, laut zur Tür hinaus zu rufen, was denn das für eine Unverschämtheit wäre, andere Leute hier fortwährend im Schlaf zu stören; er möge doch nun endlich einmal zu husten aufhören!, worauf der Großvater nur erwiderte, daß es ihm selber kein Vergnügen mache. Am anderen Morgen beim Frühstück, woran der Kandidat nicht teilnahm, da es ihm immer auf seine Stube geschickt wurde, erzählte der Großvater den Seinen das Erlebnis. Die Großmutter war natürlich sehr aufgebracht, daß sich der junge Mensch erlaubt hatte, ihren alten Eheherrn so zu kränken. Als nun nach dem Kaffee der Kandidat sich zu seinem gewöhnlichen Morgenspaziergang anschickte und zu diesem Zwecke den Garten passierte, in welchem mein Vater bei seiner Arbeit in einer Laube saß, bemerkte dieser, wie die Großmutter dem Kandidaten nachlief, ihm in den Weg trat und ihn wegen seines unehrerbietigen Betragens von der Nacht zur Rede stellte. Da stemmte der Mensch die Hände in die Seite und sagte ganz frech, wie sie sich unterstehen könne, so mit ihm zu reden. Diese aber, eine resolute Frau von kräftiger Figur, holte weit aus und versetzte ihm, ehe er es sich versah, eine schallende Ohrfeige mit dem Bemerkten, er möge nur machen, dass er aus dein Hause käme, sonst würde sie ihn mit der Bohnenstange hinaustreiben. Als er hierauf sagte, er werde sie verklagen, erwiderte sie: „Bitte, das soll mir sehr angenehm sein!“, worauf sie ruhig wieder ins Haus ging. Natürlich kehrte auch er sofort wieder in sein Zimmer zurück und verlangte bald, daß jemand kommen und ihm seine Sachen packen helfen solle, worauf ihm aber die Großmutter sagen ließ, er möge sie nur allein packen. Das geschah denn auch, und nachdem er sich im Dorf noch einen Wagen bestellt hatte, reiste er ab, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen. Er hat dann wirklich auch die beabsichtigte Klage anhängig machen wollen, aber der Mann,

bei dem er sich deswegen Rat holte, hat ihm geantwortet: „Ach, wollen Sie wirklich deswegen die Frau Prediger noch verklagen? Sie tun am allerklügsten, wenn Sie keinem Menschen etwas von der Ohrfeige sagen, die Sie gekriegt haben.“ So ist die Klage tatsächlich unterblieben. Später hat man den Menschen noch öfters in Stettin gesehen; aber immer wich er scheu aus und tat, als kenne er einen nicht. Ein Pastor ist nicht aus ihm geworden.

Daß die Großmutter im Mai 1836 an einem hitzigen Nervenfieber starb, ist bereits oben erwähnt worden. Als die Krankheit schon lange gedauert hatte, fing es an besser zu werden; aber ein zu frühes Aufstehen, nach welchem die Großmutter eines Sonntags durchaus verlangte, weil sie „die herrlichen, grünen Bäume sehen“ wollte, brachte schon in der Nacht darauf einen bösen Rückfall mit starkem Fieber, dem der sehr entkräftete Körper nicht mehr gewachsen war. Meist lag sie in gänzlicher Bewußtlosigkeit, die aber durch einzelne lichte Augenblicke unterbrochen wurde. Das Ende erfolgte nach hartem Todeskampf.

Es existiert noch ein Brief von der Großmutter an meinen Vater aus der Zeit, wo er in Halle seiner Militärpflicht genügte. Sie schickte ihm dabei eine pommersche Spickgans und versprach, wenn er nach Hause komme, solle er auch gleich am ersten Abend seine geliebte „Kliebensuppe“ bekommen. Doch ist der Brief nicht eigenhändig von ihr geschrieben, sondern

-31-

einem andern diktiert, wahrscheinlich einem ihrer Kinder. Ein Bild von ihr gibt es nicht.

Wiederholt hat mein Vater von einer großen Erbschaft erzählt, die seine Stiefmutter hätte machen können, da ein Onkel von ihr, ein Bruder ihres Vaters, namens Conrad Brandt, als junger Mensch ausgewandert und dann mit Hinterlassung eines großen Vermögens ohne Erben gestorben war. Eine Bekanntmachung davon erschien in den pommerschen Zeitungen mit der Aufforderung, daß sich etwaige Verwandten melden möchten. Natürlich machte die Sache gewaltiges Aufsehen und es meldeten sich auch neben der Großmutter noch verschiedene andere Angehörige der Brandt'schen Familie. Aber da sie den geforderten Nachweis der Verwandtschaft mit dem Erblasser nicht durch Vorlegung der nötigen Dokumente führen konnten, weil alle Kirchenbücher des Ortes Borrin (bei Greifenhagen), aus dem die Brandt'sche Familie stammte, verbrannt waren, so wurden sie mit ihren Ansprüchen abgewiesen, und die ganze ungeheure Erbschaft fiel an den Staat.

Ich komme nun zu meinem Vater **Leopold Julius Nagel**, der am 17. September 1809 geboren wurde, als der Großvater noch Rector in Bahn war. Schon nach einem halben Jahre verlor er seine Mutter. „Da äußerten“ – so heißt es in einem Briefe des Großvaters vom Jahre 1834 – mehrere gute Freunde den Wunsch: wenn doch das Kind bald seiner Mutter folgte! Ich schwieg und befahl es in des HERRN Willen. Dessen Gedanken waren aber andere. Er hatte etwas anderes beschlossen. Das kleine mütterlose Kindlein sollte die höchste Freude seines Vaters im Alter werden und es ist wohl geraten, die Hand des Höchsten war mit ihm. Als die Mutter heimgegangen, wo war Rat und Hilfe für das Kindlein? Eine Amme zu halten, war zu kostspielig; ich bin auch kein besonderer Freund von diesen Aftermüttern. Der HERR kam zu mir und sprach: >Fürchte Dich nicht, Ich will mit Dir sein.< Nach meinem strengsten Befehl durfte dem Kindlein nichts anderes zur Nahrung gereicht werden, als was meine Hände ihm reichten, und so wurde ich ihm auch zur Mutter, und so kam es, daß das Kind mit Leib und Seele an seinem Vater hing und auch, als es größer wurde, immer am liebsten sich an meiner Seite aufhielt, aber mir auch kindlich folgte. Eine körperliche Strafe hat er nie von mir bekommen. O, wie hat Gott alles so herrlich hinausgeführt! Ich Unwürdiger bete an im Staube.“

Als das Kind zwei Jahre alt war (Herbst 1811) ging's nach Stecklin, wohin der Großvater als Pastor berufen worden war. Hier in Stecklin ist also mein Vater aufgewachsen, und er hat es sehr, sehr geliebt. Wie oft hat man ihn leuchtenden Blickes erzählen hören von dem schönen Steckliner See mit seinem Fischreichtum, von den großen, herrlichen Buchenwäldern ringsumher, die leider jetzt ganz verschwunden sind, weil sie allmählich dem Geldbedürfnis späterer Besitzer zum Opfer fielen, namentlich aber von der aufrichtigen Frömmigkeit und dem traulichen Familienverkehr, die im Vaterhause herrschten und ihm dasselbe zeitlebens unvergeßlich gemacht haben.

Es scheint wohl, daß mein Vater der Liebling des ganzen Hauses gewesen war. Namentlich mit seinem Vater verstand er sich am besten von allen Geschwistern, wie er denn auch als Kind stets in dessen Studierstube schlief. War er dann noch wach, wenn der Großvater schlafen ging, so bekam er wohl von

-32-

diesem einen Apfel. Aber auch die Stiefmutter und die Geschwister liebten ihn zärtlich.

Daß es im Hause sehr einfach zuging, läßt sich bei dem kümmerlichen Einkommen des Großvaters wohl denken. Überall mußte möglichst gespart werden, selbst in Bezug auf die Kleidung. Ist doch mein Vater als Kind im Sommer stets nur in einem leinenen Anzuge gegangen. Nur im Winter hatte er einen Tuchrock. Von Überzieher war selbst im strengsten Winter nicht die Rede, nicht einmal beim Großvater! Handschuhe kannte er gar nicht, ja er ist sogar jahrelang ohne Mütze gegangen. Von Geburtstagen wurden im Hause nur zwei gefeiert, nämlich der des Vaters und der des Heilandes. Von den übrigen Geburtstagen wurde gar keine Notiz genommen. Mein Vater erzählte, wie erstaunt er einmal gewesen sei, als er an seinem zehnten Geburtstage in seiner Rocktasche ein kurzes Gratulationsschreiben seines Vaters entdeckte, in welchem sich ein Viergroschenstück in Papier gewickelt befand. Darin bestand aber auch die ganze Feier.

Mit dem Schulbesuch sah es ebenfalls sehr schwach aus; denn wenn auch mein Vater schon sehr zeitig an dem Unterricht der Dorfschule teilnahm, so fand ja diese im Sommer nur eine Stunde lang statt, früh von 6-7 Uhr, im Winter etwas länger. Da war nicht eben viel zu lernen. Doch knüpfte sich an die Dorfschule für meinen Vater eine seiner frühesten Jugenderinnerungen. Er war noch nicht ganz fünf Jahre alt und hatte als Pastorssohn in der Schule seinen Sitz bei den älteren Schulmädchen. Neben ihm saß die Tochter des Schulzen. Der alte Lehrer und Küster Freyer, der bald darauf gestorben ist, gab gerade biblische Geschichte und man las aus der Bibel die Geschichte von der Auferstehung Jesu Christi nach Johannes 20, wo erst von Johannes, dann von Maria Magdalena gesagt wird, sie hätten ins Grab gekuckt. Über dies Wort „kucken“ fingen die Mädchen an, leise zu kichern und wie mein Vater das bemerkte, brach er in seiner Unschuld selber in ein lautes, herzliches Lachen aus. Zur Strafe dafür bekam er von dem Lehrer mit der Rehpote, an der ein Lederriemen befestigt war, eins übergezogen.

Auch ein paar dummer Streiche, die er als Kind zu Hause ausgeübt hatte, erinnerte sich mein Vater. Im Pfarrhofe stand ein alter Lehmbackofen, der sich aber schon in sehr desolatem Zustande befand. Eines Sonntags Nachmittags nun machte sich mein Vater, der damals etwa 7 bis 8 Jahre zählen mochte, mit einem Dreizehnjährigen aus Greifenhagen daran, diesen Backofen einzureißen, völlig in der Meinung, damit ein gutes Werk zu tun, weil die Mutter schon oft über den Backofen geklagt hatte. Der Großvater war gerade im Filial abwesend, und als er nach Hause kam, brachte ihm mein Vater die eisernen Haspen von der Backofentür zum Aufheben, fand aber natürlich bei ihm für seine Tat keine große Anerkennung. Schlimmer als dies war das andere, daß er mal im Garten an einem Akazienbaum die Rinde etwas losgeschält

hatte. Darüber war der Großvater sehr böse, denn in solchen Dingen verstand er keinen Spaß, wenn er auch für gewöhnlich kein strenges, sondern im Gegenteil ein sehr mildes Regiment im Hause führte.

Da die Schule, wie schon gesagt, nicht viel Zeit in Anspruch nahm, so konnte mein Vater um so ungehinderter seinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehen. Diese bestanden hauptsächlich in Musik und Lektüre. Von seinem Vater hatte er ja

-33-

die schöne Stimme und das feine Gehör geerbt; daher war es schon von früh aus seine größte Freude, Gesangbuchs- und Volkslieder zu singen. Auf dem Klavier lernte er ohne Unterricht spielen. Ja, mit der Zeit bot sich auch Gelegenheit, das Flötenspiel zu lernen. Sein Freund und Jugendgespieler Wilhelm von Borck in dem benachbarten Rosenfelde, der Sohn des dortigen Besitzers, bekam nämlich wöchentlich zweimal Flötenunterricht von einem Hautboisten Mahlke aus Bahn, der dazu immer nach Rosenfelde herüberkam. Als er nun meinen Vater hier öfters antraf, erbot er sich, ihn unentgeltlich an dem Unterricht teilnehmen zu lassen. Das wurde natürlich mit Freuden ergriffen, zumal mein Vater eine alte Flöte geborgt bekam. Und so wanderte er nun regelmäßig alle Woche zweimal hinüber zu den Unterrichtsstunden, bei denen der junge Borck freilich nicht viel lernte, mein Vater aber desto mehr. Wenn dann die Stunde aus war, ging's wieder zurück durch den herrlichen Wald nach Stecklin und unterwegs setzte er sich an schattigen Plätzen immer wieder hin und blies höchstvergnügt auf seiner Flöte. Leider mußte er dieselbe später wieder abgeben und so hat er auch das Flötenblasen allmählich wieder verlernt. Doch wurden die häufigen Gänge nach Rosenfelde fortgesetzt, da noch etwas anderes ihn dort ungemein anzog, nämlich eine große Bibliothek, aus der er sich sogar Bücher mit nach Hause nehmen durfte. Von dieser Erlaubnis hat er reichlich Gebrauch gemacht und so sich schon frühe eine Fülle von Kenntnissen angeeignet, die man sonst bei Knaben seines Alters nur selten antrifft. Namentlich waren es Werke geschichtlichen Inhalts, Reisebeschreibungen u.dgl., die ihn damals besonders anzogen. Alles aber, was er las, das faßte er so lebendig auf und bewahrte es so treu in seinem Gedächtnis, daß er es hernach seinen staunenden Schwestern gar anschaulich zu erzählen wußte.

Ein ganz neuer Lebensabschnitt begann für meinen Vater, als er mit 11 Jahren (Michaelis 1820) nach dem benachbarten Königsberg aufs Gymnasium gebracht wurde. Der mit ihm verwandte Subrektor Grünewald, bei dem schon der Großvater gewohnt hatte, als er 1795 in Königsberg das Orgelspiel bei Musikdirektor Pracht lernte, nahm ihn in Pension und er war dort gut aufgehoben, wenn es auch etwas streng herging. Das jährliche Pensionsgeld war mit Rücksicht darauf, daß mein Vater viele Freitische hatte, auf nur 60 Thaler bemessen; aber schon diese zu zahlen, fiel dem Großvater sehr schwer, und als er nach etlichen Jahren dazu tatsächlich nicht mehr im Stande war, behielt der freundliche Pensionsgeber den fleißigen und ordentlichen Knaben gleichwohl bei sich, weil er an ihm nicht nur sein stilles Wohlgefallen hatte, sondern ihn auch als Aufseher über die vielen anderen Pensionäre des Hauses, unter denen es oft etwas wild herging, sehr gut brauchen konnte. Das Pensionsgeld wurde von da an gestundet und mein Vater hat es erst später, als er schon Pastor in Colzow war, abgezahlt und zwar an die Erben des Grünewald, da dieser selbst schon tot war. Auch bei seinen Lehrern auf dem Gymnasium war er wohlgelitten und kam überraschend schnell vorwärts. Sämtliche Klassen von Sexta bis Prima wurden in der kurzen Zeit von 7 1/2 Jahren durchlaufen, was um so verwunderlicher ist, als das Latein - abgesehen von wenigen Privatstunden, die ihm noch der Großvater in Stecklin gegeben hatte - doch erst in Königsberg von ihm begonnen wurde. Überall leistete er Vorzügliches; nur im Zeichnen wollte es nicht gehen. Eine Probezeichnung von ihm, die eine

-34-

Nachlandschaft (Haus mit einer Eule darauf) darstellen sollte und mit schwarzer Kreide gemalt war, erregte - wie er selbst sich ausdrückte - wegen ihrer Gräulichkeit gerechtes Aufsehen. Es hing das wohl mit einer allgemeinen Ungeschicktheit seiner Hand zu mechanischen Fertigkeiten zusammen, die ihm von Jugend auf anhaftete. So konnte er sich z.B. auch nie Gänsefedern schneiden, eine Kunst, die doch damals, als es noch keine Stahlfedern gab, sehr nötig war. Sein Vater, der es immer selber besorgte, war darüber sehr böse und drohte ihm bald in der ersten Zeit, wie er in Königsberg war, er werde ihn vom Gymnasium wegnehmen, wenn er bei seinem nächsten Wiederkommen es noch nicht könne. Infolgedessen hat er sich ja die größte Mühe gegeben, es zu lernen, aber vergeblich. Glücklicherweise vergaß der Vater später danach zu fragen und so ist das gefürchtete Unheil vorübergegangen.

Neben seinen Schularbeiten fand mein Vater noch Zeit genug, sich in der Musik noch weiter auszubilden. Cantor Bieck, der Ordinarius der Sexta, bei welchem er wegen seiner schönen Stimme in besonderer Gunst stand, gab ihm wöchentlich eine Klavierstunde und weihte ihn auch in die Geheimnisse des Orgelspiels ein, so daß er ihn bald, besonders im Winter - Sonntags Nachmittags - in der Kirche vertreten konnte. Hinterher bekam er dann regelmäßig von der Frau Cantor Kaffee und Kuchen. Mit dem Sohne dieses Cantors, dem späteren Consistorialrat Bieck in Erfurt, hat mein Vater zusammen auf der Schulbank gesessen. Nebenher lernte er auch Bratsche und Guitarre spielen. Daß endlich auch die Lektüre fleißig weiter getrieben wurde, versteht sich von selbst. Überall, wo mein Vater eines Buches habhaft werden konnte, setzte er sich still in einen Winkel und las. Selbst auf seinen Wanderungen hatte er stets Bücher bei sich, um auch hier, sobald es ging, lesen zu können, und wie vordem die Schwestern in Stecklin, so bekamen nun die Mitpensionäre und Freunde in Königsberg daheim und auf Spaziergängen zu hören, was er gelesen hatte. Großes Vergnügen bereitete es ihm auch, anderen vorzulesen.

Die Ferien wurden natürlich immer in Stecklin verlebt und das waren dann Festzeiten für die ganze Familie. Die neuen Spiele, welche der Bruder mitbrachte, die neuen Geschichten, die er zu erzählen wußte, bildeten eine schier unversieglige Freudenquelle und lockten viele Freunde und Freundinnen in das gastliche Haus. Schade war es, daß der Geburtstag des Gymnasialisten (17. Sept.) nicht, wie später der des Studenten, in die Ferien fiel. Doch wanderte zu dem Tage immer ein gefüllter Kober nach Königsberg. Konnte ihn die Mutter nicht selbst überbringen, so wurde eine der Mägde, die sich als Schnellläuferin auszeichnete, mit dem frühesten Morgengrauen dahin abgeschickt.

Noch ist zu erwähnen, daß mein Vater von Tertia ab auch eine ganze Anzahl Privatstunden gab, namentlich Latein und Klavier. Da er für jede Stunde 5 Silberroschen bekam, so hatte er jetzt immer viel Geld und konnte nicht nur zu Weihnachten und an Geburtstagen Eltern und Geschwister mit Geschenken erfreuen, sondern auch für das, was er für sich selbst brauchte, an Wäsche, Kleidern, Büchern usw., stets selbst sorgen, so daß er seinen Vater keinen Pfennig mehr kostete. Natürlich ging er von da an auch viel besser gekleidet als früher.

Um diese Zeit wird es auch gewesen sein, daß er von dem sehr alten und gelehrten Superint. Zedelt in Königsberg con-

-35-

firmit wurde. Der Unterricht dieses guten Rationalisten hat aber trotz aller Sorgfalt, mit der er gegeben wurde, keinen tieferen Eindruck bei ihm hinterlassen.

Ein großes Ereignis dagegen und eine ganz besondere Freude für ihn war es, als er - noch während der Gymnasialzeit - zur Belohnung für Fleiß und gute Fortschritte von seinem Vater mit nach Berlin genommen wurde. Die Reise brachte freilich viele Beschwerlichkeiten mit

sich; denn von Eisenbahnen wußte man damals noch nichts und auch die Postfahrt wäre viel zu teuer gekommen. Ein Fuhrmann aber, der gerade Getreide nach der Residenz zu fahren hatte, nahm die Beiden gegen ein Billiges mit. So, bald hoch oben auf den Säcken sitzend, bald bescheiden nebenher gehend, kamen sie endlich nach drei Tagen an das ersehnte Ziel.

Noch eine andere schöne Reise ist ihm unvergeßlich geblieben, nämlich die, welche er in den Sommerferien des Jahres 1826 als Primaner mit zwei anderen Gymnasiasten unternahm, die aber ganz zu Fuß zurückgelegt wurde. Mit einem Tornister auf dem Rücken ging es von Swinemünde aus immer am Strande entlang bis hinaus nach Wolgast, von da nach Greifswald und endlich bis Triebsees an der mecklenburgischen Grenze, wo seine älteste Schwester Wilhelmine Kröning verheiratet war. Dort wollte er die Ferien zubringen. Noch als 70-jähriger Greis hat er mir davon nach Ahlbeck geschrieben, wo ich im Jahre 1880 mit meiner Frau war.

Zu Ostern 1828 machte mein Vater das Abiturientenexamen. Aus demselben war ihm noch erinnerlich, daß das Thema zum deutschen Aufsatz gewesen sei: Nemo bonus sine Deo, ein Ausspruch von Seneca. Im Hebräischen mußte er den 143. Psalm übersetzen und erklären. Das Abgangszeugnis fiel sehr glänzend aus. In dem Zeugnis finden sich folgende Stellen: „In jedem Gegenstande entsprach der Abiturient nicht nur den an ihn zu machenden Forderungen, sondern übertraf dieselben auch... Die durchgängige Gleichheit seines Fleißes, der erfreuliche Erfolg seiner Studien und die liebenswürdige Kindlichkeit und Reinheit seines Sinnes erwarben ihm die vorzügliche Zuneigung seiner Lehrer. Er darf ein musterhafter und ausgezeichnete Schüler genannt werden.“ Den Prüfungstermin kannte man in Stecklin nicht; so machte mein Vater sich die Freude, gleich am nächsten Tage dort ganz überraschend anzukommen und sich bei Eltern und Geschwistern als glücklich „durchgekommen“ zu melden.

Nun sollte das Studium beginnen und zwar, wie längst feststand, das der Theologie. Als erste Universität ward Berlin gewählt. Aber gerade damals war im Steckliner Pfarrhause großer Mangel. So konnte er von Hause nichts mitbekommen als den väterlichen Segen, der erwies sich aber auch als genug. Gott sorgte treulichst. Zunächst gelang es, ein kleines Stipendium zu erhalten; der Landrat von Steinacker aber schenkte 50 Thaler und für den Anfang gewährte Herr von Borck auf Rosenfelde, dessen Sohn Carl ebenfalls als Forsteleve sich in Berlin aufhalten mußte, bei diesem freie Wohnung. Später wohnte er mit seinem Vetter Adolf Grünwald, dem Sohn seines Königsberger Pensionsgebers, zusammen. Derselbe studierte auch Theologie. Glücklicherweise fanden sich für alle Tage in der Woche, nur einen ausgenommen, Freitische. Im übrigen mußten Privatstunden helfen, an denen es gottlob nie fehlte. Freilich blieb es

-36-

trotzdem nicht aus, daß es zuweilen nur kümmerlich herging. Namentlich erinnerte sich mein Vater, daß er einmal kurz vor den großen Ferien 4 Wochen lang nicht mehr als einen Silbergroschen zu verzehren hatte. Infolgedessen war denn doch die Mutter bei seiner Heimkehr über sein schmales Aussehen sehr erschrocken. Zu anderen Zeiten aber hatte er auch wieder reichlich Geldmittel, so daß er an Geburtstagen und zu Weihnachten als ein freigebiger Schenker auftreten konnte.

Das Haus, in welchem er in Berlin wohl am meisten verkehrte und aus welchem er auch die reichhaltigste Anregung empfing, war das seines Onkels Schilling, dem wir schon wiederholt begegnet sind. Derselbe war ein aufrichtig frommer Mann und besonders seine Frau muß eine ganz vortreffliche, durch viel Trübsale innerlich gereifte Frau gewesen sein, von der der junge Student für seine Seele großen Gewinn ziehen konnte. Und er hat es getan. Das beweist die Art und Weise, wie er sich später mal in einem Buche über sie ausgesprochen hat. Er schreibt: „Sie ist eine ausgezeichnete Frau, von einer seltenen Gediegenheit und Energie, von christ-

licher Innigkeit und viel erprobter Treue und Geduld. Sieh schon über 20 Jahre, weiß sie von keiner gesunden Stunde, ihre Gesundheit ist ganz zerrüttet; aber des Herrn Gnade erhält in dieser gebrochenen Hülle ihren Geist stark und gesund, zum sichtlichen Zeichen, dass die Kraft nicht vom Menschen ist, sondern von Gott.“ In diesem Hause also fühlte sich mein Vater so recht warm und wohl, zumal es auch an gemütvollem Fröhlichsein niemals fehlte. Die beiden Töchter des Hauses, namentlich die humorvolle und geistreiche Auguste, die später einen Pastor Lorenz von der französ. reform. Kirche heiratete, waren dem unterhaltenden Vetter sehr zugetan. Auch Schwester Adelaide traf er hier an, da sie sich jahrlang zur Hilfe der Hausfrau hier aufhielt. Außerdem verkehrten noch andere Familien viel und gerne im Hause. In Summa, es war ein frischer, fröhlicher Kreis, in den hier mein Vater eintrat. Man musicierte zusammen, machte gemeinsame Ausflüge, las miteinander Ernstes und Heiteres, freute sich gemeinsam an Schleiermachers Predigten in der Dreifaltigkeitskirche, ja man stiftete sogar einen „Rätselbund“, in dessen gar feierlichen Sitzungen die von den Mitgliedern selbst verfaßten Rätsel vorgetragen und kritisiert wurden. Bis ins Alter hinein hat mein Vater daher die Neigung und Gabe behalten, jedes ihm in einem Journal oder sonstwo begegnende Rätsel überraschend schnell zu lösen.

Bei so regem Familienverkehr fand er gar kein Bedürfnis, sich an eigentlich studentischem Leben und Treiben zu beteiligen. Dagegen wurde das theologische Studium durchaus nicht vernachlässigt. Besonders waren es Schleiermachers Vorlesungen, welche den jungen Studenten ungemein fesselten. Die warme Innigkeit und Begeisterung, mit welcher dieser Mann stets redete, wie auch seine scharfe Dialektik, zogen ihn gleichermaßen an und haben ohne Zweifel auch auf seine eigene geistige Entwicklung viel eingewirkt. Jedenfalls ließ er sich nach Möglichkeit kein Schleiermacher'sches Colleg entgehen. Der pantheistische Zug in Schleiermachers Theologie ist ihm erst allmählich klar geworden, besonders als sein Herzensfreund Julius Stosch, von dem bald mehr die Rede sein wird, gerade durch Schleiermachers Vorlesungen in ernste Zweifel geriet, ja bis an den Rand des Unglaubens kam. Der dadurch hervorgerufene, erst mündliche,

-37-

dann schriftliche Gedankenaustausch mit diesem hochbegabten Jüngling war auch für meinen Vater überaus förderlich und klärte und berichtigte manche seiner bisherigen Anschauungen. Das tat aber seiner Bewunderung und Verehrung für Schleiermacher nicht den geringsten Abbruch. Der beste Beweis dafür ist die Art und Weise, wie er sich noch im Jahre 1858 in einem Briefe an den Stiefsohn Schleiermachers, den Oberregierungsrat von Willicke, einem innigfrommen Mann, mit dem er in Breslau bekannt und befreundet geworden war, über seinen alten Lehrer ausspricht. Er schreibt da: „Wenn Sie geglaubt haben, mir durch Übersendung der beiden Bände Briefe aus dem Nachlaß Ihres sel. Herrn Vaters, meines unvergeßlichen Lehrers, eine Freude zu bereiten, so haben Sie sich wahrlich nicht getäuscht. Und zwar empfinde ich das nicht nur als eine mir wohltuende Freundlichkeit von Ihnen, sondern es wird damit auch bei mir ein Bedürfnis befriedigt, das ich je und je lebhaft empfunden habe, am lebhaftesten freilich zu jener Zeit, wo ich noch zu seinen Füßen saß. Seine Vorlesungen zogen mich nicht nur sachlich an, sie machten mir auch seine Person teuer. Ich verehrte, ja liebte ihn schwärmerisch und habe viel darum gegeben, hätte ich seiner Person näher treten und ihn in seinem Hause unter den Seinen sehen können. Es blieb aber das für mich unerreichbar, und ich mußte mir an dem wenigen genügen lassen, was man sich in den mir zugänglichen Kreisen über ihn erzählte. Mit diesen Brosamen ging ich sorgfältig um und notierte mir das wichtigste davon, und kam zu meiner großen Freude auch in den Besitz jener Mitteilungen über die letzten Tage seines Lebens, die nach seinem Heimgange in ziemlich weiten Kreisen zirkulierten. Indessen reichte das alles doch weniger aus, mein Verlangen zu befriedigen, als vielmehr dasselbe zu steigern. Da können Sie denken, mit welcher Freude ich diese beiden umfangreichen Bände begrüßt habe, die mir den besten Aufschluß über das häusliche Leben des

verewigten Lehrers zu geben vermögen. Es ist ja freilich in den bald 30 Jahren, daß ich sein Schüler war, eine nicht geringe Veränderung mit mir vorgegangen. Ich stehe nun weit anders zu den von ihm vorgetragenen Lehren als damals. Doch stehe ich nicht anders zu seiner Person; ich bin vielmehr bewußt, dieselbe noch mit der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit des Jünglings zu umfassen, und ich weiß, daß diese Gefühle durch die Lektüre jener Briefe nicht geschwächt, sondern nur genährt werden können. Und schon darum, weil ich das weiß, sind mir diese Briefe so lieb, und bin ich Ihnen so herzlich dankbar. Glauben Sie mir, daß, wie groß auch immer die Zahl der Verehrer Ihres sel. Vaters sein mag, die Lektüre dieser Briefe schwerlich einem anderen soviel herzliche, kindliche Freude bereiten dürfte als mir.“

Zehn Jahre später, am 21. November 1868, wurde in Breslau der hundertjährige Geburtstag Schleiermachers von Seiten der Universität durch einen Festactus gefeiert, an welchem auch mein Vater mit mir teilnahm. Professor Reuter hielt die Festrede. Am Abend brachte mein Vater im Familienkreise die im obigen Briefe erwähnten (von der Frau Schleiermachers selbst verfaßten und von meinem Vater eigenhändig in Halle abgeschriebenen) Aufzeichnungen über die letzten Tage Schleiermachers, denen ein kleines Bild von ihm in Stahlstich beigelegt war, zum Lesen und Anschauen und beschrieb ihn uns ein wenig nach seiner äußeren Erscheinung. Darnach soll er von kleiner Statur

-38-

gewesen sein, ein wenig verwachsen, aber mit einem schönen, ausdrucksvollen Kopf und reichlichem Haarwuchs. Besonders betonte er auch sein sehr angenehmes Sprechorgan, wodurch sein fließender, oft geradezu sprudelnder Vortrag noch ungemein gewonnen habe. Beides, die Abschrift und das Bild, sind noch vorhanden. Desgleichen eine kleine gußeiserne Büste von Schleiermacher, die mein Vater mal von Onkel Schilling erhalten hatte, und die beständig bis zu seinem Ende auf seinem Schreibtisch stand. Dagegen ist eine andere Erinnerung an Schleiermacher, die ihm seine Schwester Adelaide verehrt hatte, ein Lichtschirm von Porzellan mit Schleiermachers Bildnis, leider nicht mehr vorhanden.

Außer Schleiermacher hörte er auf der Universität noch Bleek, Neander, Marheinecke, auch einige philosophische und geschichtliche Collegien, ja sogar ein geographisches von Ritter.

Nachdem er 2 1/2 Jahr in Berlin gewesen war, ging er zu Michaelis 1830 auf den Rat des Schulrats Bernhard in Stettin, eines Schwagers seines Freundes Stosch, nach Halle. Auch hier fand er wieder freie Wohnung, nämlich im dortigen Waisenhaus gegen Übernahme von Aufsichtsstunden. Aber die meisten Professoren, die er gleich im ersten Semester hörte – Gesenius, Ullmann, Fritzsche, ja selbst Tholuck, sprachen ihn nicht so an wie die Berliner. Nur das homiletische Seminar von Prof. Marks, dem er gleichfalls beitrug, sagte ihm zu und er hat öfters dessen treffliche Leitung erwähnt. So trieb er denn hauptsächlich Privatstudien. Aber gerade je eifriger er sich diesen hingab, um so mehr kam ihm das, was er hier schmerzlich vermißte, zum Bewußtsein. Familienverkehr hatte er fast garnicht. Wohl stand ihm das Haus des Dr. Bernhard, eines Bruders des eben genannten Schulrats offen, und er hat da auch manches Gute genossen, aber der frische Berliner Kreis war es nicht. Als daher die Weihnachtsferien angingen, und er mit Grauen an die Einsamkeit denken mußte, die ihm im Feste bevorstand, da entschloß er sich kurz, raffte all sein Vermögen zusammen und fuhr nach Berlin, wo er ganz überraschend im Schilling'schen Hause eintrat. Natürlich war die Freude groß, aber auch der Kummer, denn das für ihn bestimmte Weihnachtspaket war schon nach Halle abgegangen. Doch das störte ihn nicht. In höchster Fröhlichkeit wurden die Tage verlebt, und als er wieder abgereist war, folgten ihm wehmütige Klagebriefe nach Halle, daß die schöne Zeit wieder vorbei sei.

Das folgende Sommersemester 1831 brachte eine große Verbesserung seiner häuslichen und pekuniären Lage. Er erhielt nämlich in Halle selbst bei einem Herrn Reuter, dem Besitzer des Gasthofes zum Kronprinzen, eine Hauslehrerstelle, die er mehrere Jahre (bis 1834) inne hatte und wo er sich außerordentlich wohlfühlte. Natürlich siedelte er auch in das genannte Haus über. Zunächst waren es bloß zwei Knaben, die er zu beaufsichtigen hatte, sodaß er noch vollkommen Zeit behielt, sich an den Übungen des homilet. Seminars weiter zu beteiligen, in welchem er nun bis zum Senior aufrückte. Auch gab er in der Töchterschule des Waisenhauses in der 2. Klasse Religionsstunden. Daneben wurde ein sehr eifriger Briefwechsel geführt, sowohl nach Berlin, wie auch nach Stecklin. Namentlich seinem Vater schrieb er sehr regelmäßig, aber auch den Geschwistern und Cousinsen nicht selten. Die letzteren bedachte er besonders mit immer neuen und schönen Rätseln, worauf diese sich nach

-39-

Kräften revanchierten. Meist sind seine Schreiben sehr ausführlich, selbst die kleinsten Einzelheiten werden nicht übergangen und frischer Humor, zuweilen auch satirische Laune kommen darin zum Vorschein. Die größeren Ferien verbrachte er wiederholt in Stecklin und hielt bei solcher Gelegenheit dort auch seine erste Predigt zur höchsten Freude der Seinigen, besonders seines tiefbewegten Vaters.

Allmählich mehrten sich seine Obliegenheiten als Hauslehrer ganz bedeutend, da nun noch zwei Reuter'sche Töchter dazu kommen, die er vollständig zu unterrichten hatte. Das beanspruchte wöchentlich 28 Stunden. Um deswillen läßt er sich Ostern 1832 auf der Universität exmatrikulieren und erhielt bei dieser Gelegenheit von Prof. Marks über seine Tätigkeit im Seminar ein ungewöhnlich glänzendes Zeugnis. („Ausgezeichnet durch Fleiß, Anlage, Kenntnisse, Leistungen und Verhaltung als Senior des homil. Seminars auch Muster für die Mitglieder desselben“). Zugleich meldete er sich zum 1. theol. Examen und bekam vom Stettiner Consistorium die Themata zu den schriftlichen Arbeiten zugefertigt, die binnen Jahresfrist eingereicht werden sollten. Das Thema zur lateinischen Arbeit lautete: *Properatur doctrina biblica de lege et evangelio, iis novi Testamenti locis, qui ad hoc doctrinam illustrandam potissimum pertinent, accurate explicatis.* Daneben war eine deutsche Arbeit anzufertigen, über den Einfluß des Protestantismus auf die theol. Moral und eine Predigt über Coloss. 1, 12 - 14. Da das Consistorium ihm zugleich riet, womöglich noch vor der mündlichen Prüfung sein Militärljahr abzudienen, so trat er in Oktober d.J. wirklich auch noch als Einjährig-Freiwilliger bei der 10. Compagnie des Füsilier-Bataillons im 32. Inf.Reg. zu Halle ein. Seine Größe betrug damals nach den noch vorhandenen Militärpapieren 5 Fuß und 7 Zoll. Freilich, wie es möglich sein sollte, so vielen und verschiedenartigen Pflichten gleichzeitig zu genügen, das muß rätselhaft erscheinen. Indessen der Herr Oberst, der bei Herrn Reuter täglich table d'hôte aß, sah auf dessen Vorstellungen unschwer ein, daß ein allzu angestrender Militärdienst seines Hauslehrers dem Unterricht der Reuter'schen Kinder nicht förderlich sein könne. Daher ordnete er schon sehr bald nach geschehener Ausbildung an, daß der Füsilier Nagel von der 10. Compag. fortan als „revierkrank“ geführt werden sollte. Dabei blieb es dann fast das ganze Jahr hindurch; nur bei besonderen Gelegenheiten, etwa wenn Besichtigungen durch höhere Offiziere vorkamen, wurde er zum Dienst herangezogen.

Aber auch bei der hierdurch herbeigeführten wesentlichen Erleichterung erwies es sich als untunlich, die schriftlichen Examenarbeiten zum festgesetzten Termin abzuliefern. Er mußte wiederholt um Verlängerung der Frist einkommen und erhielt dieselbe immer wieder zugebilligt. Endlich am 14. Oktober 1833, also bald nach beendigtem Militärljahr fand in Stettin die mündliche Prüfung statt, wobei er die Gesamtzensur „vorzüglich bestanden“ erhielt. In dem darüber ausgefertigten speziellen Zeugnis wird unter der Rubrik „Erinnerungen, welche ihm gegeben sind“ neben der Ermunterung, auf dem bisherigen Wege fortzufahren, die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, der Kandidat werde sich „von den Fesseln des Systems, in

denen er etwa noch befangen sein sollte, je länger je mehr frei machen“. Diese Hoffnung hat sich im Sinne der Examinatoren freilich nicht

-40-

erfüllt; denn unter dem System ist nicht etwa die Schleiermacher'sche Theologie gemeint, sondern die alte lutherische Dogmatik, in welche sich der Kandidat im letzten Jahre, gerade durch das Thema seiner dogmatischen Arbeit veranlaßt, mit regem Interesse hineingearbeitet hatte. Von ihr ist er auch nicht mehr frei geworden, sondern im Gegenteil immer fester mit ihr verwachsen.

Übrigens war die Prüfung noch in mehrfacher Beziehung für ihn von besonderer Wichtigkeit. Einmal schon, weil seitdem der pommersche Bischof D. Ritschl für ihn ein großes persönliches Interesse gewann. Das hatte eigentlich schon am Tage vor dem Examen begonnen, als mein Vater ihm seine Aufwartung machte. Zunächst freilich empfing ihn derselbe ziemlich ungnädig mit der Frage, warum er eigentlich komme; er habe sich doch wohl selbst sagen können, daß der Bischof heute genug zu tun habe. Mein Vater entschuldigte sich mit der Bemerkung, er habe geglaubt, nur seine Pflicht zu erfüllen und wollte sich sogleich entfernen. Aber Ritschl meinte: „Da Sie nun mal hier sind, mögen Sie auch ein wenig bleiben“. Und nun verwickelte er ihn in seiner gewandten ausholenden Weise in ein über eine Stunde dauerndes Gespräch. Als dann beim Abschied der Kandidat nochmals um Entschuldigung bat, daß er den Herrn Bischof gestört habe, erwiderte dieser: „Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich nicht mehr unwillig bin, ich freue mich vielmehr, Sie gesprochen zu haben.“ Gleich am Tage nach der Prüfung aber benachrichtigte er den alten Vater eigenhändig von dem Ausfall. Das noch vorhandene Schreiben lautet:

„Es gereicht mir zu besonderer Freude, Ew. Hohehrwürden benachrichtigen zu können, daß Ihr Sohn sein erstes Examen zu unserer großen Zufriedenheit bestanden und das Prädikat „Vorzüglich“ erhalten hat. Gott segne ihn ferner in seinem Studium und lasse ihn den Trost und die Stütze Ihres Alters werden!

Stettin, 15. Oktober 1833.

gez.: D. Ritschl.“

Als dieser Brief in Stecklin ankam, war mein Vater auch schon da; der liebe Großvater hatte ihn selber mit dem Kahn in Stettin abgeholt und nach Haus geleitet.

Nicht minder wichtig wurde aber noch ein anderer Umstand, der auch mit dem Examen zusammenhing. Der Freundschaft meines Vaters mit Julius Stosch (1808 geboren, wurde derselbe 1836 Pastor in Nörenberg, 1843 in Cremmin, wo er 1859 starb) ist schon Erwähnung geschehen. Mein Vater war auf ihn schon aufmerksam gemacht worden, als er noch in Königsberg auf dem Gymnasium war. Da erzählten ihm seine Mitschüler, die Söhne eines Gutsbesitzers Stubenrauch, etwas von einem jungen Julius Stosch in Stettin, der sehr begabt sei, so daß mein Vater den lebhaften Wunsch empfand, ihn kennen zu lernen. Das wurde ihm aber erst zu Teil, als er schon ein halbes Jahr in Berlin studiert hatte. Da suchte ihn dieser Julius Stosch, der gleichfalls Theologe war, eines Tages selber auf, und mein Vater erkannte bald, daß die Rede von seiner hohen Begabung keine unbegründete gewesen war. Im übrigen brachte sie das gemeinsame Studium und vor allem die gemeinsame Begeisterung für Schleiermacher schnell einander näher. Ja, mit der Zeit wurde ihre Freundschaft eine so innige, fast schwärmerische, daß

-41-

mein Vater scherzweise von Stosch immer nur als von seiner „Braut“ redete. Nun war dessen Mutter, Henriette geb. Pilaski, in zweiter Ehe mit einem Kaufmann Hartfeil in Stettin vermählt und als diese beiden mal ihren Sohn in Berlin besuchten, hatte auch mein Vater ihre Bekanntschaft gemacht. Ja, später, im Herbst 1829, wurde er durch seinen Freund auch ins elterliche Haus nach Stettin eingeführt, wo er dermaßen wohlgefiel, daß der alte Hartfeil die Äußerung tat: diesem jungen Mann möchte er wohl einmal eine seiner Töchter anvertrauen.

Aber schon 1831 starb er. Als nun für meinen Vater die Zeit des Examens herankam, bot ihm Frau Hartfeil, die gewöhnlich mit ihren Kindern in ihrer Villa in dem benachbarten Grabow lebte, für die Tage seines Aufenthaltes in Stettin in ihrer Stadtwohnung, wo sich ohnehin damals ihr Sohn Julius Stosch aufhielt, freies Quartier an. Natürlich wurde das mit Freuden angenommen, aber sobald es die Zeit nur irgend erlaubte, gingen die beiden Freunde hinaus nach Grabow, um sich nach getaner Arbeit im Familienkreise zu erholen. Und das hatte für meinen Vater noch eine andere Wirkung, denn der Eindruck, den er hier von der ehrwürdigen, auch durch viele Trübsale geläuterten Mutter, von der kränklichen, aber überaus lieblichen Tochter Agnes und besonders von der immer fröhlichen, auch sangeskundigen, damals 17-jährigen Tochter Maria, empfangen hat, war ein tiefer und bleibender.

Sehr bald kehrte übrigens der junge Kandidat von Stecklin aus wieder nach Halle zurück, um seine Hauslehrer-Arbeit fortzusetzen. Beinahe allerdings wäre er jetzt ganz außer Landes gekommen, denn ein Herr, mit dem er in Halle viel verkehrte, suchte ihn als Lehrer für eine Töchterschule in Livland zu gewinnen, bei sehr glänzendem Gehalt, aber auch mit der Verpflichtung, wenigstens drei Jahre zu bleiben. Mein Vater fragte bei Bischof Ritschl an, was er tun solle. Dieser aber, der natürlich nicht wünschte, eine so tüchtige Kraft auf längere Zeit zu verlieren, riet ganz entschieden, das Anerbieten abzulehnen und sich lieber möglichst bald zum 2. Examen zu melden. So geschah es denn auch und dadurch wurde veranlaßt, daß er Ostern 1834 seine Stelle bei Reuter aufgab.

Mein Vater ging nun nach Stecklin ins Elternhaus, weil er hoffen durfte, dort die meiste Muße zur Vorbereitung aufs zweite Examen zu finden. Eine ganz besondere Freude machte es ihm dabei, seinen immer älter werdenden Vater im Amt ein wenig unterstützen zu können und ihm namentlich den Unterricht seines jüngeren Bruders Albert (geb. 1820) abzunehmen. Aber neben beiden fand sich noch eine dritte, sehr liebe Beschäftigung, nämlich ein reger Verkehr mit dem Hartfeilschen Hause, in dem er natürlich bald wieder einen Besuch gemacht und dabei den erstmaligen Eindruck nur noch verstärkt empfangen hatte. Eine von ihm nach Grabow gesandte Abschrift der Aufzeichnungen über die letzten Tage Schleiermachers wurden sehr freundlich aufgenommen und mit der Sendung einiger Lieder für den Steckliner Singkonvent beantwortet.

Endlich kam der Tag der mündlichen Prüfung heran (21. November) und das Resultat war nur noch glänzender als beim ersten Examen. Die Gesamtzensur lautete: „Vorzüglich gut bestanden“ und die Leistungen in den einzelnen Fächern sind auch entweder „vorzüglich“ oder „ausgezeichnet“, mindestens aber

-42-

„sehr gut“ oder „sehr befriedigend“. Unter den „Erinnerungen, welche ihm gegeben worden sind“ findet sich die Bemerkung: „Es läßt sich bei der Gesinnung und dem löblichen Fleiße des Kandidaten von seiner künftigen Wirksamkeit im Predigtamte das Beste erwarten.“ Eine einzige Lücke war allerdings bei der Prüfung zu Tage getreten: über den Segen der Union konnte der Kandidat wenig Auskunft geben und es wurde ihm vom Bischof geraten, sich mit der Frage noch mehr zu beschäftigen, was er ja denn auch hernach getan hat, aber freilich nicht mit dem Erfolge, den sich der Bischof davon versprach. Beim Abschiede sicherte ihm dieser übrigens zu, daß er baldmöglichst eine Anstellung bekommen sollte.

Gleich am Tage nach dem Examen ging's flugs hinaus nach Grabow und dort war es, wo er am 24. November von seiner geliebten Maria das Jawort empfing, nach dem ihn schon so lange verlangt hatte.

Anfang Februar 1835 kam die junge Braut zum ersten Male mit ihrer Mutter nach Stecklin, um sich den Eltern ihres Bräutigams vorzustellen. Mein Vater war ihnen trotz der winterlichen Jahreszeit den halben Weg zu Fuß entgegen gegangen. „Ich war ja noch jung und gesund!“ setzte er selber hinzu als er es mir erzählte. So gab's nun hohe Festtage für das ganze Haus. Namentlich der alte Vater war ganz hingenommen von der Lieblichkeit und herzlichen Natürlichkeit seiner jüngsten Tochter. Aber schon über ein Kleines folgten Tage schwerer Trauer. Bald nach der Rückkehr nach Grabow bekam die Mutter Hartfeil einen Schlaganfall, der sich genau nach 8 Tagen wiederholte und am 14. Februar ihr Ende herbeiführte.

Inzwischen hatte der Bischof sein nach dem Examen gegebenes Versprechen betreffs baldiger Anstellung nicht vergessen, und zwar war es die Pfarre in Colzow auf der Insel Wollin, die er ihm zugedacht hatte. Die erste Nachricht davon empfing mein Vater durch seine Braut, die es wieder von ihren Schwägern Dreist und Trust gehört hatte. Allerdings war die Stelle eigentlich schon einem andern so gut wie versprochen gewesen, da sich aber herausstellte, daß derselbe in die damaligen „demagogischen Umtriebe“ verwickelt gewesen war, so konnte er vorerst eine Anstellung nicht erhalten. Sehr bald - Ende April erfolgte auch die offizielle Anzeige von Seiten der Stettiner Regierung an meinen Vater, daß er zum Adjunctus des Pastors Tobold in Colzow ernannt sei und an diesen von dem dortigen Pfarrgehalt von 600 Thalern 1/3, also 200 Thaler, abzugeben habe. Natürlich zögerte er keinen Augenblick, den Ruf anzunehmen und sein alter Vater, der ihn alsbald beglückwünschte, sprach ihm noch seine besondere Freude darüber aus, daß er auf diese Weise auch die Stadt Wollin, in der einst sein Urgroßvater gelebt habe, würde zu sehen bekommen, ein Glück, das ihm selbst niemals zu Teil geworden sei. Schon am 10. Mai hielt er in Colzow Gastpredigt und Katechisation, begleitet von Superint. Backe aus Wollin, in dessen Hause er die Nacht zuvor zugebracht hatte. Unterm 8. Juni wurde von der Regierung seine Vocation zum Pastor von Colzow ausgestellt, nachdem inzwischen Pastor Tobold emeritiert worden war. Die Vocation enthielt keine Verpflichtung auf irgendwelche Bekenntnisschriften, wohl aber - wie auch schon früher das Wahlfähigkeitszeugnis - die Verpflichtung zum Gebrauch der neuen Agende! Nun war noch die Ordination erforderlich, die sich aber infolge einer längeren Visitationsreise des Bischofs etwas verzögerte.

-43-

Erst am 2. Juli wurde sie in der Schloßkirche zu Stettin von dem Bischof unter Assistenz des alten Vaters aus Stecklin in überaus feierlicher Weise vollzogen. Zum Text der Rede diente das Magnificat. Bei dieser Gelegenheit wurde mein Vater auf „die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche unseres Vaterlande“ verpflichtet.

Schon am anderen Tage zog der junge Prediger mit seiner Schwester Adelaide, die ihm das Hauswesen besorgen sollte, der neuen Heimat zu. Gegen Abend trafen sie in Colzow ein, herzlich von mehreren Personen in dem geräumigen Pfarrhause willkommen geheißen. „Am folgenden Sonntage (5. Juli, III. p. Trin.) fand die feierliche Amtseinführung statt durch Superintendent Backe, dessen treffliche, für die Gemeinde sehr faßliche Rede (Predigt) der Eingeführte rühmt. Auch gedenkt er seines Vorgängers Tobold als eines „herzenguten, lieben, alten Mannes, der gegen mich die Liebe und Freundlichkeit selbst ist, auch bei Tische Deine (der Braut) Gesundheit ausbrachte.“ Dagegen klagt er sehr über das lange Mittagmahl und die endlosen protokollarischen Verhandlungen wegen Übergabe der Pfarrei. Seine eigene Antrittspredigt hält er erst am folgenden Sonntage über 1. Corinth. 2, 1-3.

Bis hierher stammt diese Abschrift aus den 1914 abgeschlossenen Aufzeichnungen des Superintendenten Ernst Nagel. Die weiteren Schilderungen des Lebensganges des Kirchenrates Julius Nagel in den oben erwähnten Aufzeichnungen der Nagel'schen

Familien-Chronik sind so ins Einzelne gehend, so theologisch abgefaßt, daß sie fast einer Geschichte der lutherischen Kirche in Preußen gleichkommen.
Daher ist beabsichtigt, später eine straffe zusammengefaßte Lebensgeschichte des Kirchenrates Julius Nagel und ein Lebensbild seines Sohnes, des Superintendenten Ernst Nagel, folgen zu lassen.